

- * **Gespräch** – Des Rektors Stolz auf die Universität 4
- * **Begegnung** – Marianne Rublis Bücherwelt 38
- * **Forschung** – 200 Jahre Darwin 36

Dezember 2008 139

UniPress*



Gemeinsam ...



*Schaffen wir
Möglichkeiten*

Zwei starke Partner – in der Region, für die Region

UBS Bern engagiert sich nicht nur für 175 Jahre Universität Bern, sondern auch für die Förderung junger Talente. Wir gratulieren herzlich und freuen uns, dieses Jubiläum im kommenden Jahr als Partner begleiten zu dürfen.

It starts with you: www.ubs.com/careers

www.ubs.com/careers

You & Us



175 JAHRE UNIVERSITÄT BERN

Im Grunde ist es wie beim Menschen: Älter wird man ohne grosses Zutun. Auf die Qualität des Alterns hat man allerdings Einfluss. Dies gilt auch für Universitäten.

2009 wird die Universität Bern 175 Jahre alt. Für Universitäten in Europa ist das kein beeindruckendes Alter. Werden allerdings die Vorgängereinstitutionen, die «Hohe Schule» und die «Akademie» hinzugerechnet, ergeben sich 481 Jahre. Damit ist man bei den Leuten – wiewohl die liberalen Gründer von 1834 protestieren würden. Der Traditionsstrang zu den Vorläuferinnen wurde damals bewusst gekappt: Gesucht wurde der Neuanfang, nicht die Anbindung ans Alte. Vielleicht liegt darin der Grund, dass sich die Institution Neuerungen gegenüber aufgeschlossen zeigte, als eine der ersten Universitäten das Frauenstudium zuließ und eine Professorin aufs Katheder hob.

Das Wichtigste ist aber jederzeit die Gegenwart. Und hier gilt es, von alten Berner Verhaltensmustern etwas Abschied zu nehmen: Bescheidenheit ist eine Tugend, gewiss. Aber wenn es etwas zu sagen gibt, dann soll man auch sprechen und wenn man etwas geleistet hat, dann soll man dies auch zeigen. Das tut die Universität Bern im nächsten Jahr – und das tun wir in diesem UniPress. Die Alma Mater hat sich ein Herz gefasst, Partner gesucht und sie auch gefunden. Partner, die gewillt sind, die Universität bei ihrem «going public» zu unterstützen. Die Universität bricht mit dem überholten Klischee und verlässt 2009 bewusst den Elfenbeinturm. Sie geht in die Stadt und an verschiedene Orte des Kantons, um die interessierte Bevölkerung an ihren Errungenschaften teilnehmen zu lassen. Gleichzeitig öffnet die Alma Mater ihre Türen, damit sichtbar wird, wie viel Realität und Zukunft das Innere der Mauern prägen.

Die Aktivitäten im Jubiläumsjahr stehen unter dem Motto «Wissen schafft Wert». Mit gutem Grund: Universitäten schaffen Wissen. Dieses Wissen geben sie weiter: in der Lehre den Studierenden, mit Forschung und Dienstleistungen der Gesellschaft insgesamt. Dieses Wissen schafft Wert, Mehrwert sozusagen: Für die Studierenden, die dank universitären Abschlüssen Zugang zu qualifizierten Stellen erhalten; für den Kanton Bern, weil die Universität als regionale Ausbildungsstätte mit jährlich Hunderten von gut ausgebildeten Abgängerinnen und Abgängern zum Bildungs- und Wissensstandort beiträgt; für die kantonale Wirtschaft, weil aus den zahlreichen Kooperationen von Universität und Privatwirtschaft Vorteile erwachsen, die ohne Universität nicht entstehen könnten.

Wissen schafft Wert. Aber nicht nur ökonomisch und materiell, sondern auch ideell: Täglich werden durch die rund 18 000 Universitätsangehörigen Antworten auf grosse und kleine Fragen gesucht, wird um Werthaltungen gerungen, nach Recht und Unrecht gefragt, das kulturelle Erbe der Menschheit hinterfragt und so verbreitert. Dieses Wissen würde die Universität gerne mit Ihnen teilen.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch

Marcus Moser





Wir helfen Ihrer Karriere auf die Sprünge!

Zurich gratuliert
der Universität Bern
zum 175-jährigen
Jubiläum.

Ihr internationaler Berufseinstieg

Steigen Sie direkt in den gewünschten Fachbereich ein oder machen Sie Karriere mit dem Zurich Global Associate Program für junge Talente, die Erfahrungen im In- und Ausland sammeln möchten. Ihr guter Hochschulabschluss öffnet Ihnen die Tür in die internationale Finanzwelt.
www.zurich.ch/karriere

 **ZURICH**[®]
Because change happenz[®]



Bigla care – Innovation ist unser Fachgebiet.

So wie die Medizin immer wieder Neuland entdeckt, so innovativ verhält sich Ihr führender Lösungspartner für Spitalzimmer-Einrichtungen: Bigla care ist stets auf der Suche nach dem Besseren. Unsere Produkte zeichnen sich durch beste Qualität, höchste Funktionalität, Sicherheit und Komfort aus. Kein Wunder – denn mit Wissner-Bosserhoff verfügen wir über einen europaweit führenden Hersteller. Und wenn Sie jetzt noch unseren erstklassigen Lifetime-Service hinzurechnen, liegt auch Ihr Betrieb auf der gesunden Seite.

www.bigla-care.ch

Bei uns liegt mehr drin.

bigla
care

Inhalt



175 JAHRE ALMA MATER

FORSCHUNG UND RUBRIKEN

Forschung

- 32 **Physik:** Wie ein Meteoritenforscher auf Gold stiess.
Von Susanne Brenner
- 34 **Theater:** Bühne frei für die Wissenschaftler.
Von Simone Müller
- 36 **Evolution:** Darwins Vermächtnis.
Von Martin Amrein

Rubriken

- 1 **Editorial**
- 38 **Begegnung**
Marianne Rubli Supersaxo – Die Managerin des gesammelten Wissens.
Von Astrid Tomczak-Plewka
- 40 **Meinung**
Wissen ohne Altersgrenzen.
Von Ruth Meyer-Schweizer
- 41 **Bücher**
- 44 **Impressum**

- 4 Gespräch mit Urs Würgler – Wir sind sympathisch und innovativ.
Von Marcus Moser
- 8 Das Ende der Berner Bescheidenheit.
Von Patrick Imhasly
- 12 Die Universität Bern und ihre gesammelte(n) Geschichte(n).
Von Franziska Rogger
- 15 Hightech im Dienste der Gesundheit.
Von Patrick Roth
- 16 Über den Gipfeln – unter den Wipfeln.
Von Kaspar Meuli
- 19 Der Vorstoss in ausserirdische Welten.
Von Kathrin Altwegg
- 20 Public Governance.
Von Andreas Lienhard
- 23 Das älteste Bern.
Von Stefanie Martin-Kilcher
- 24 Im Zeichen des Bären.
Von Klaus Pietschmann
- 27 Eine zeitlose Parabel.
Von Michael Stolz
- 28 Architektur der Unibauten.
Von Bernd Nicolai
- 31 Bern – Amerika: einfach!
Von Beat Herzog
- 42 Das Jubiläumsprogramm im Überblick
- 43 Die Jubiläumspartner

Besuchen Sie uns:
www.175.unibe.ch

Wir sind sympathisch und innovativ

Die Universität Bern feiert 2009 den 175. Jahrestag ihrer Gründung und präsentiert ihr Schaffen an verschiedenen Orten des Kantons. Für Rektor Urs Würgler eine prima Gelegenheit, den Bürgerinnen und Bürgern des Kantons zu zeigen, dass die Universität ein Ort alltäglicher Kreativität ist.

Von Marcus Moser

Urs Würgler, Sie führen die Universität 2009 als Rektor in ihr Jubiläum. Gibt es Dinge, auf die Sie stolz sind?

Ich werde nächstes Jahr nicht stolzer auf die Universität Bern sein als ich es bereits bin: Ich bin stolz auf die Universität Bern als Institution, ich bin in erster Linie stolz auf die Menschen, die sie ausmachen, die täglich ausgezeichnete Arbeit leisten und der Alma Mater Leben einhauchen. Ich bin aber auch dankbar, dass der Kanton Bern diese Institution seit 175 Jahren trägt und am Leben erhält.

Was ist Ihr Ziel für die Feierlichkeiten?

Obwohl der Kanton die Universität seit 175 Jahren trägt, haben wir oft den Eindruck, dass uns die Bevölkerung nicht richtig wahrnimmt. Wenn wir diese Wahrnehmung der Universität verstärken können, dann ist ein Hauptziel der Feier erreicht. Wir sind dankbar für jede Person, die sich zum vielleicht ersten Mal mit der Universität beschäftigt. Wir möchten uns der Bevölkerung öffnen und nutzen die Gelegenheit, uns auch ausserhalb der Universität zu präsentieren.

Beim Blick auf die geplanten Projekte fällt auf, dass neben gesamtuniversitären Anlässen auch solche stattfinden, in denen einzelne Profilierungsbereiche präsentiert werden. Warum?

Die Struktur der Feier orientiert sich an der Struktur unserer Strategie. Die Universität Bern ist eine Volluniversität und beschäftigt sich – mit Ausnahme der Ingenieurwissenschaften – mit allen grossen Wissenschaftsgebieten. Sie hat einen vielfältigen Auftrag: National soll sie eine hervorragende Position einnehmen. Dazu gehört auch, dass die Universität regionale Probleme thematisiert und verarbeitet. Daneben ist die Universität aber der internationalen Wissenschafts- und Forschungsgemeinde verpflichtet und will exzellente Leistungen erbringen. Die Universität kann das nicht in allen Bereichen auf gleichem Niveau tun – aber doch in bestimmten. Hier investieren wir viel, um internationale Spitzenforschung anbieten zu können. Einige dieser Bereiche werden im Rahmen der 175 Jahrfeier ebenfalls vorgestellt.

Machen wir eine Situationsbestimmung der Universität und beginnen mit den Studierenden. Von 300 Studenten 1834 wuchs die Universität auf aktuell rund 13 500 Studentinnen und Studenten, wobei die Frauen heute eine Mehrheit bilden. Warum ist die Universität Bern so attraktiv?

Weil die Universität Bern gut ist. Wir sind eine Stadtuniversität und Bern bietet eine gute Lebensqualität. Inhaltlich relevant ist vor allem die Tatsache, dass die Universität Bern viele interdisziplinäre Studiengänge anbietet, mehr als irgend jemand sonst in der Schweiz.

Das Bundesamt für Statistik sagt der Universität Bern in weniger als zehn Jahren rund 17 000 Studierende voraus. Kann die Institution das verkraften?

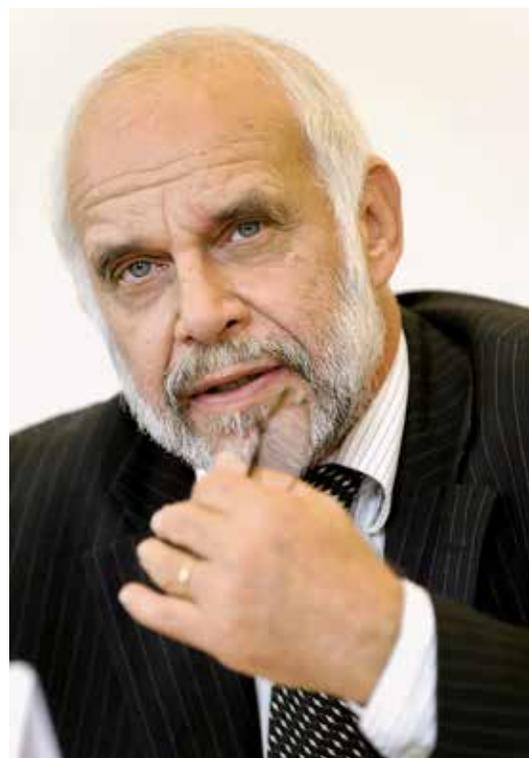
Jetzt müssen wir zunächst von der Politik sprechen: In den letzten Jahren ist ein Druck entstanden, die Ausbildungen generell zu «terialisieren», also die Ausbildungen nach der obligatorischen Schulpflicht zu stärken. Dahinter steckt die Auffassung, dass eine Ausbildung, wenn sie tertiär sei, plötzlich viel besser werde. So kommen wir rasch in die Situation, dass mehr Leute eine Maturität machen und gemäss geltendem Gesetz an der Universität studieren können. Nun kann man aber nicht davon ausgehen, dass Menschen wegen politischer Wünschbarkeiten plötzlich intelligenter werden.

Folgen?

In einigen Bereichen sind bereits 13 500 Studierenden zu viel für das Personal und die Infrastruktur, über die wir gegenwärtig verfügen. Der Zusammenhang ist direkt: Personal und Infrastruktur definieren die Anzahl Studierender, die wir aufnehmen und gut ausbilden können. Da sind wir auf die Politik angewiesen. Es gibt weitere Schwierigkeiten: Es könnte das Problem entstehen, dass wir Leute ins Studium aufnehmen müssten, die zwar eine Matura haben, aber den Anforderungen nicht genügen. Und dann würde sich die Frage nach Eignungstests auch für uns stellen. Das werden wir in den nächsten zehn Jahren diskutieren müssen.

Wir suchen seit längerem darzulegen, dass die Universität einer der wichtigsten Trümpfe für den Kanton sein kann.

Urs Würgler



Würden Sie heute zu einem universitären Studium raten?

Das hängt für mich von der jeweiligen Persönlichkeit ab. Wenn jemand ein Interesse an Wissenschaft hat und über die intellektuellen Fähigkeiten verfügt, dann sollte diese Person unbedingt ein Universitätsstudium in Betracht ziehen.

Wechseln wir die Personengruppe. Doktoranden und Privatdozentinnen gehören zum sogenannten «Mittelbau» der Universität. Geht es den Angehörigen dieses «Standes» gut?

Der Begriff Mittelbau ist vielschichtig. Er umfasst ja nicht nur die befristeten Qualifikationsstellen für künftige Forscherinnen und Forscher; es gibt auch Dauerstellen, die für die Universität enorm wichtig sind. Dem Mittelbau geht es insgesamt gut. Wir haben aber Probleme mit den Qualifikationsstellen, also mit jenen Stellen, in denen die künftige akademische Elite in nützlicher Zeit ausgebildet werden soll.

Warum?

Weil unsere Nachwuchsleute im internationalen Vergleich trotz grosser Anstrengungen zu «alt» sind, wenn sie berufungsfähig werden. Die ausländischen Bewerberinnen und Bewerber um Professuren sind jünger.

Als Möglichkeit, den Qualifikationsprozess zu beschleunigen, gelten «Graduate Schools». Ein taugliches Mittel?

«Graduate Schools» oder Doktorandenprogramme bilden den Abschluss des Bologna-Prozesses, die dritte Stufe nach Bachelor und Master. Je nach Fakultät und Fachrichtung kann es sinnvoll sein, die Doktoratsstufe in einer gewissen Art zu systematisieren und so zu konzentrieren. Man muss aber aufpassen, die Doktoratsstufe nicht einfach zu verschulen.

Der Preis für die Beschleunigung der Studiengänge auf Stufe Bachelor und Master ist für die Kritiker der Bologna-Reform eben gerade die Verschulung. Polemisch ausgedrückt: Arbeitsmarktfähigkeit geht über eigenes Denkvermögen. Beschäftigt Sie dieser Widerspruch?

Ausserordentlich. Ich komme aus einer Generation, in der die

Freiheit des Studiums fast vollkommen war. Wenn ich heute studieren müsste, wäre ich wohl ausgestiegen. Die Formalisierungen im Bachelor- und Masterbereich sind tatsächlich gross. Genau darum müssen wir in der Doktoratsphase Gegensteuer geben. Früher hat man doktriert, heute spricht man von der Doktorandenausbildung. Wir müssen aufpassen, dass wir diese dritte Stufe nicht überreglementieren. Es geht vielmehr darum, diesen Leuten alle erdenklichen Hilfestellungen zu geben.

Wechseln wir wiederum die Ebene: Derzeit muss fast ein Viertel der Ordinarien ersetzt werden, da die Generation der Babyboomer ins Pensionsalter kommt. Ist die Universität Bern attraktiv für gute Professorinnen und Professoren?

Wir sind durchaus konkurrenzfähig, vieles hängt allerdings von den Gebieten ab: Im Bereich der Naturwissenschaften haben wir in der Regel eine hohe Anzahl exzellenter Bewerbungen. Geht es zum Beispiel um die Betriebswirtschaft, dann haben wir Probleme.

Weil die Privatwirtschaft besser zahlt?

Ja. Das gleiche gilt tendenziell auch für die Rechtswissenschaft. Erleichternd wirkt allerdings, dass jede Universität ihr eigenes, spezifisches Profil hat. Wir suchen also nicht alle die gleichen Persönlichkeiten. Aber es ist so: Andere Universitäten bieten teilweise mehr; wir müssen unsere Rahmenbedingungen verbessern, wenn wir längerfristig konkurrenzfähig bleiben wollen.

Prof. Urs Würgler leitet die Universität Bern seit dem 1. September 2005. Würgler, Jahrgang 1945, hat in Bern Mathematik, Physik und Philosophie studiert und 1969 promoviert. Nach Forschungsjahren in Heidelberg kehrte er nach Bern zurück und war ab 1979 zunächst als Ausserordentlicher, ab 1990 als Ordentlicher Professor tätig. 1996 wurde er als nebenamtlicher Vizerektor, 2000 als vollamtlicher Vizerektor gewählt. Er ist Vater dreier erwachsener Kinder und wohnt in Herrenschwanden. (mm)

*Wir sind eben auch nett
und sympathisch, darüber
hinaus sind wir aber auch
innovativ.*

Urs Würgler

Jetzt haben wir die universitären «Stände» diskutiert. Im Senat der Universität Bern nicht vertreten, aber dennoch unabdingbar, sind die übrigen Angestellten. Die Universitätsleitung ist stolz auf ihre schlanke Verwaltung.

Es stimmt: Wir haben derzeit die schlanke Verwaltung im Vergleich mit anderen Universitäten. Es ist aber nicht einfach unser Ziel, die schlanke Verwaltung zu haben, sondern eine Verwaltung, die möglichst gut funktioniert. Eine Verwaltung, von der man möglichst wenig merkt und welche die geforderten Arbeiten auf möglichst diskrete Weise durchführt.

Und wie geht es dieser Gruppe?

Ich denke im Allgemeinen gut. Wir haben jedenfalls auch auf dem Arbeitsmarkt keine Probleme.

Sie haben eingangs gesagt, dass Sie stolz auf den Kanton Bern sind, der seine Universität trägt. Wie würden Sie grundsätzlich das Verhältnis der Universität zum Kanton beschreiben?

Es kommt darauf an, was Sie unter Kanton verstehen. Wir haben ein gutes Verhältnis zur Erziehungsdirektion, unserer direkten Aufsichtsbehörde. Wir haben ein gutes Verhältnis zum Regierungsrat und wir haben ein befriedigendes Verhältnis zum Grossen Rat. Da gibt es noch viel Arbeit zu leisten. Wie erwähnt, haben wir meiner Meinung nach ein Imageproblem bei der Bevölkerung des Kantons, weil wir aus unserer Sicht nicht überall so wahrgenommen werden, wie wir das gerne hätten und auch verdienen würden.

Der Finanzierungsgrad der Universität durch den Kanton nimmt ab. Gleichzeitig fordern neue Rahmenbedingungen weitere Investitionen. Wie will die Uni künftig ihre Tätigkeiten finanzieren?

In absoluten Zahlen ist der Staatsbeitrag nicht rückläufig. Rückläufig ist der prozentuale Anteil des Kantons an den Gesamtausgaben der Universität. Für uns stellt dies in der Tat ein Problem dar. Wir sind immer stärker auf Drittmittel angewiesen,

und diese Drittmittel können wir nur generieren, wenn wir im Bereich der Forschung eine ausreichende Infrastruktur haben. Grundsätzlich können wir aber keine Drittmittel generieren, um unsere Aufgaben in der Lehre zu finanzieren. Drittmittel sind immer an Forschungsaufgaben gebunden. Wenn die Studierendenzahlen stetig steigen, fehlen uns Mittel in der Grundausstattung, um eine gute Lehre anzubieten. Dort müssen wir das Gespräch mit dem Kanton in den nächsten Jahren sicher wieder führen, da wir in eine Situation kommen, die für uns nicht lösbar ist. Der Staatsbeitrag pro studierende Person ist in den letzten Jahren gesunken, das kann so nicht weiter gehen.

Die Universität Bern hat kürzlich eine weitere Stiftungsprofessur einrichten können. Die Schweizerische Mobiliarversicherung finanziert eine zusätzliche Professur im Klimabereich für zehn Jahre. Ist das der künftige Königsweg in der Universitätsfinanzierung?

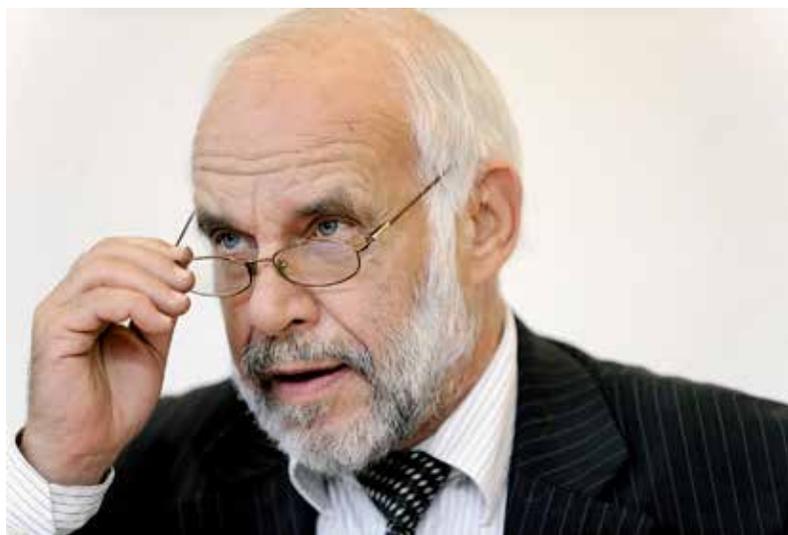
Das ist einer der Wege, welche die Universitäten einschlagen müssen. Hier muss man einfach klarstellen: Entweder ist eine Universität eine öffentliche Institution und wird vom Staat getragen. Dann hat der Staat dafür zu sorgen, dass die Universität funktionsfähig ist und bleibt. Oder die Universität ist eine private Institution, die sich privat finanzieren muss. Zusatzleistungen, die wir als Universität erbringen wollen, müssen wir heute über Drittmittel organisieren. Über Stiftungsprofessuren, Forschungsbeiträge diverser Organisationen und Träger, EU-Forschungsbeiträge und so weiter.

Die Universität Bern will sich als «drittes Universitäres Zentrum» zwischen der Region Zürich und der Region Genf/Lausanne im Mittelland profilieren. Ist das realistisch?

Ich denke schon. Wir sind bereits heute die führende Universität im Mittelland. In den Bereichen Medizin, Veterinärmedizin und Naturwissenschaften haben wir klar den Lead. Die Frage ist nun aber, wie die Zusammenarbeit mit den Partneruniversitäten weitergehen soll. Es hat sich in den letzten Jahren gezeigt, dass unsere Allianzpartner nicht einfach auf

Wenn der Kanton uns mit guten Rahmenbedingungen hilft, unser Image zu stärken, dann tut er sich selber etwas Gutes.

Urs Würigler



das Mittelland fixiert werden können. Wir haben Allianzen mit vielen Schweizerischen Universitäten, denken Sie nur an das gemeinsame Vetsuisse-Projekt mit der Universität Zürich oder die Zusammenarbeit mit der Universität Basel im Bereich der Medizin.

Die Frage hat mit der jüngsten Diskussion um die «Metropolitan-Regionen» weiter an Spannung gewonnen. Ein derartiger Status soll der Region Bern ja nicht zugestanden werden...

Ja, kommt hinzu, dass eine Image-Studie dem Kanton Bern eben beschieden hat, dass die Menschen hier zwar beliebt sind und die Gegend schön ist, die Region insgesamt aber als wenig innovativ angesehen wird. Da kann die Universität Bern eine wichtige Rolle spielen. Wir suchen seit längerem darzulegen, dass die Universität einer der wichtigsten Trümpfe für den Kanton sein kann. Wir sind eben auch nett und sympathisch, darüber hinaus sind wir aber auch innovativ. Wenn der Kanton uns mit guten Rahmenbedingungen hilft, unser Image zu stärken, dann tut er sich selber etwas Gutes.

Eine alte universitäre Allianz war jene mit Neuenburg und Fribourg. Das Verhältnis hat sich in den letzten Jahren verändert. Steht das Konkordat von Bern, Neuenburg und Fribourg BENEFRi vor dem Aus?

Nein. BENEFRi wurde durch einen Staatsvertrag gesteuert, der kürzlich aufgehoben und durch einen neuen Vertrag unter den Universitäten ersetzt wurde. BENEFRi hat nicht mehr die gleiche Bedeutung wie einst, existiert aber in veränderter Form weiter.

Wagen wir einen Ausblick ins Jahr 2034. Die Universität Bern ist dann 200 Jahre alt. Wird sie Leading House einer «Grossuniversität Mittelland» sein?

Leading House schon, aber dass es nur eine Universität im Mittelland gibt, scheint mir unwahrscheinlich.

Kontakt: Prof. Urs Würigler, Rektor, Urs.wuerigler@rektorat.unibe.ch

Der Blick in die Zukunft

2034 wird die Universität Bern 200 Jahre alt. Hier einige Prognosen von Rektor Urs Würigler. In Klammern die Werte heute.

Anzahl Studierende an der Universität Bern 2034?

23 000 (13 500)

Anteil ausländischer Studierender

20 Prozent (9)

Gibt es in 25 Jahren Eignungstests für Studierende?

Es wird Eignungstests geben. (Matur als Voraussetzung)

Wie hoch werden die Studiengebühren pro Semester sein?

Höher als jetzt. (CHF 655.–)

Wird an der Universität in 25 Jahren nur noch Englisch gesprochen?

Nein. Wie heute Deutsch, Englisch und Französisch.

Wie viele Professuren werden dann von privater Seite finanziert?

Um die 25. (8)

Wird es neben den bekannten Universitätsgebäuden (Uni HG, UniS, Tobler, Von Roll, Tierspital, Insspital usw.) weitere geben?

Ja, mit Sicherheit.

UniPress Gespräch als Podcast

Sie können die ausführliche Version des Gesprächs auch hören. Den Podcast zum Herunterladen finden Sie auf www.unipress.unibe.ch unter «Download».

Das Ende der Berner Bescheidenheit

In weltweiten Vergleichen der besten Universitäten schliesst Bern meist nicht auf den vorderen Rängen ab. Doch das hinterlässt einen falschen Eindruck. Denn die Uni Bern ist auf dem richtigen Weg in die Zukunft. Ein journalistischer Blick von aussen.

Patrick Imhasly

«Dass Bern eine Universitätsstadt geworden ist und heute eine wirklich bedeutende Universität besitzt, ist in seinem Lebensstil kaum bemerkbar.» In seinem Heimatbuch «Bern – Bildnis einer Stadt» hatte Werner Juker 1971 mit dem krampfhaften Kultivieren der eigenen Bescheidenheit noch kokettiert. Jetzt würde er an der Uni Bern damit wohl nur noch ein müdes Lächeln hervorrufen. Inzwischen ist nämlich auch die Alma Mater Bernensis – das fürsorgliche Mütterchen der Berner Studierenden – im 21. Jahrhundert angekommen. Und da ist Bescheidenheit keine Tugend mehr, sondern hoffnungslos veraltet. Wer seine Leistungen im zunehmend härteren Wettbewerb zwischen Bildungs- und Forschungsinstitutionen im In- und Ausland nicht verkaufen kann, ist weg vom Fenster.

Die Heimatliebe Werner Jukers in Ehren, doch: Wie bedeutend ist die Uni Bern heute? Wie positioniert sie sich nach der Bologna-Reform im Ringen um Studierende aus aller Welt? Und ist sie fit genug, um an Forschungsgelder ranzukommen, die in der Schweiz künftig häufiger aufgrund der erbrachten Leistungen und weniger nach dem Giesskannen-Prinzip verteilt werden sollen?

Der frühere Rektor der Uni Bern, Christoph Schäublin, stellte vor Jahren einmal etwas konsterniert fest: «Wenn man Bern

sagt, denken die Leute an die Altstadt oder den Bärengraben und nicht an die Universität.» Es sei nicht gelungen, national und international zu vermitteln, dass Bern ein führender Bildungsplatz sei.

Das Abschneiden in internationalen Uni-Vergleichen scheint diese selbstkritische Einschätzung zu bestätigen: Im anerkannten Ranking der britischen Zeitung «The Times» ist die Uni Bern jüngst auf Platz 192 von insgesamt 200 bewerteten Hochschulen weltweit gelandet – hinter den beiden ETHs Zürich und Lausanne und den Unis von Genf, Zürich, Basel und Lausanne. Im neusten internationalen Ranking der Shanghai-University sieht es ein wenig besser aus. Hier liegt die Uni Bern in der Gruppe mit den Rängen von 152 bis 200 und hat in dieser Rangliste Lausanne hinter sich gelassen.

Doch bei Lichte besehen muss sich der amtierende Rektor Urs Würzler ob solcher Zahlen nicht allzu sehr grämen. Es gibt acht Gründe, warum die Uni Bern besser ist, als es den Anschein macht, und warum sie ihre Hausaufgaben zwar noch nicht alle erledigt, aber doch erkannt hat und auf dem richtigen Weg in die Zukunft ist:

1. Die Akzeptanz

In einem Bericht zu Handen des Regierungsrats des Kantons Bern im Jahr 2002 beklagte sich der Wirtschaftsprofessor und heutige Vizerektor Lehre der Uni Bern, Gunter Stephan, bitter. Er hielt fest: «Noch immer sind grosse Teile der Bevölkerung nicht hinreichend über die Bedeutung von Wissen und Bildung für die Zukunft des Kantons informiert. Noch immer lassen sich auch politische Entscheidungsträger dazu verleiten, Bildung nur aus einer regionalen Perspektive zu beurteilen und in den höheren Bildungsinstitutionen, insbesondere aber in der Universität, Dienstleistungs- und Laufbahnfabriken zu sehen.»

Hinter diesen markigen Worten steckten natürlich auch taktische Überlegungen. Denn die Uni wollte die Politiker aufrütteln. Mit Erfolg: Inzwischen hat der Grosse Rat des Kantons Bern mehrere politische Vorstösse an die Regierung überwiesen.

Sie haben zum Ziel, den Berner Hochschulen mehr Spielraum zu verschaffen, zum Beispiel mit Globalbudgets oder Unabhängigkeit bei der Festlegung von Gebühren. Erziehungsdirektor Bernhard Pulver hat für solche Wünsche ein offenes Ohr und will schon bald entsprechende Gesetzesänderungen vorlegen.



Ein weiteres Indiz für das derzeitige Wohlwollen ist, dass der Grosse Rat ohne Murren 950 000 Franken aus dem ordentlichen Budget sowie 900 000 aus dem kantonalen Lotteriefonds für die Finanzierung der Feierlichkeiten zum 175-Jahr-Jubiläum frei gab. Der Rest – über 1,2 Millionen Franken – stammt von privaten Firmen und Stiftungen. Auch bei ehemaligen Absolventen wie Alfred Bretscher entflammte die Liebe zu ihrer Uni neu: Der pensionierte Gymnasiallehrer schenkte der Hochschule Ende 2007 4,5 Millionen Franken.

Selbst in der Bevölkerung ist die Uni anscheinend bestens verankert. Als im April 2005 die topmoderne Kleintierklinik der Veterinärmedizin eröffnet wurde, kamen keine kritischen Stimmen auf. Der Bau hatte immerhin 38 Millionen Franken verschlungen. Und es gibt dort alles, was auch jedem Spital für Menschen gut anstehen würde: Physiotherapie, Krebsbehandlung und Implantationen von Herzschrittmachern.

2. Das Selbstbewusstsein

Die Zeiten sind vorbei, da sich die Uni in bernischer Zurückhaltung gefiel. In der «Strategie 2012», die der Senat als oberstes Entscheidungsgremium Ende Oktober 2006 beschloss, geht die Hochschule in

die Offensive. Neben den Ballungszentren in Zürich einerseits und Lausanne/Genf andererseits – beide dominiert von den übermächtigen ETHs – will sich Bern selbstbewusst als «drittes Universitätszentrum» in der Schweiz positionieren und dabei zum Beispiel die Uni Basel hinter sich lassen.

Solche hochgesteckten Ziele sollen erreicht werden mit einem Mix aus regionaler Verankerung bei Bachelor-Studiengängen, nationaler beziehungsweise internationaler Ausrichtung bei Abschlüssen auf Masterstufe und Doktoraten sowie vereinzelt Forschung an der Weltspitze. Dieter Imboden, der Präsident des Forschungsrates des Schweizerischen Nationalfonds und damit wichtigster Verteiler von Forschungsgeldern, sagt: «Für die Uni Bern wird es zur Schicksalsfrage, wie sie sich in der Schweiz zwischen Ost und West positioniert.»

3. Das neue Denken

Ende 2006 fällt die Uni-Leitung eine Entscheidung, der mancherorts als «kleine Revolution» bezeichnet wurde. Sie erkannte die Zeichen der Zeit und beschloss, in Zukunft den Fakultäten mindestens zehn Prozent der frei verfügbaren Gelder nach klar definierten Leistungskriterien zu verteilen. Entschei-

dend sollen dabei die Anzahl der Studierenden, Abschlüsse und Habilitationen sein sowie die Höhe der Drittmittel, die die Fakultäten von aussen – etwa vom Nationalfonds – in die Uni einbringen. Wichtig ist dabei weniger der absolute Betrag von 35 Millionen Franken, um den es geht, als vielmehr der neue Geist, der durch die ehrwürdigen Hallen der Uni weht. Denn zuvor wurden die Budgets einfach Jahr für Jahr fortgeschrieben.

Ausserdem macht die Unileitung den Fakultäten Vorgaben, die sicherstellen sollen, dass die Uni tatsächlich in der nationalen Spitzenliga mitspielen kann. Dazu schliesst sie mit den Fakultäten Leistungsvereinbarungen ab; wie diese erfüllt werden, bleibt indessen Sache der Fakultäten. Rektor Urs Würigler erklärt, wie das Spiel funktioniert: «Ein Fach verpflichtet sich zum Beispiel, in vier Jahren eine bestimmte Anzahl Studierender zu haben. Gelingt das nicht, wird das Fach möglicherweise künftig nicht mehr angeboten.»

4. Die Gewichtung

Bern versteht sich als Volluniversität mit acht Fakultäten. Das heisst aber nicht, dass sie alles anbieten kann. Vielmehr ist sie – wie andere Unis auch – gezwungen, ihre Stärken zu definieren und diese weiter zu fördern. Das tut sie geschickt,

indem sie besonders in jene Gebiete investiert, wo sie eine lange Tradition hat, über international renommierte Köpfe verfügt und wo die Forschungsleistungen gut nachweisbar sind.

Das gilt insbesondere für die Klimaforschung mit dem «Berner Klima-Triumvirat» (so der renommierte deutsche Klimaexperte Hans von Storch) an der Spitze: Thomas Stocker (Physik), Heinz Wanner (Geografie) und Christian Pfister (Umweltgeschichte). Bern will unter allen Umständen – und das ist gut so – seine Position auf diesem Gebiet auch nach der planmässigen Einstellung des Nationalen Forschungsschwerpunkts Klima im Jahr 2013 halten. Deshalb eröffnete die Uni bereits im Oktober 2007 in weiser Voraussicht das Oeschger Zentrum für Klimaforschung – eine Bündelung der Ressourcen in Sachen Klimaforschung.

Auf anderen Gebieten konzentriert die Uni ihre Kräfte genau so sinnvoll. Etwa im Nationalen Forschungsschwerpunkt Nord-Süd, der unter der Führung von Berner Geografen die Auswirkungen des globalen Wandels untersucht und sich zu einem Kompetenzzentrum mit weltweiter Ausstrahlung entwickelt hat. Auch der Forschungsschwerpunkt «International Trade Regulation» unter der Leitung des Völkerrechtlers Thomas Cottier ist unter Fachleuten hoch angesehen; er untersucht

das internationale Handelsrecht, wie es zum Beispiel in der WTO entstanden ist. Ihre seit Jahrzehnten starke Stellung in der Entwicklung von medizinischen Technologien wie künstlichen Gelenken will die Uni halten mit der neuen Technologie-Plattform Artorg – dem Artificial Organ Center for Biomedical Engineering Research.

Schwerpunktbildung gibt es selbst in der Phil.-Hist.-Fakultät: Nach mehr oder weniger sanftem Drängen der Unileitung ist die Fakultät seit dem Herbstsemester 2008 neu in drei Zentren organisiert: dem Center for Global Studies (u. a. Antike und Religionskultur), dem Center for the Study of Language and Society (u. a. Soziolinguistik) und dem Center for Cultural Studies (u. a. Sprache, Kunst, Kultur).

5. Die Kooperationen

Wie sich die Uni Bern auch dreht und wendet, für sich allein schafft sie den Weg in eine erfolgreiche Zukunft nicht. Dafür verfügt der Kanton Bern als Träger der Uni letztlich über zu wenig Mittel. Die Uni Bern hat das erkannt und ist in den vergangenen Jahren klug und geschmeidig die unterschiedlichsten Kooperationen eingegangen.

Bei der gemeinsamen veterinärmedizinischen Fakultät Vetsuisse arbeitet sie sehr eng mit der Uni Zürich zusammen.

Im Fall der Spitzenmedizin im Humanbereich konkurrenziert sie die Zürcher, indem sie mit Basel zusammenspannt. Seit dem Herbst 2007 sind nämlich die herzchirurgischen Abteilungen der Unispitäler von Bern und Basel zu einem gemeinsamen Zentrum zusammengefasst – unter der Leitung des Starchirurgen Thierry Carrel, seinerseits Chefarzt am Berner Inselspital. Und mit der Uni Neuenburg haben sich die Berner auf eine Bereinigung der jeweiligen Portfolios verständigt, indem drei Professuren für Teilchenphysik im Sommer 2008 von der Westschweiz nach Bern transferiert wurden – für den Schweizer «Kantönligeist» ein bemerkenswerter Vorgang.

6. Die Stars

«Die Universität Bern betreibt in der Forschung keinen Personenkult und wird das entsprechend der Philosophie der jetzigen Universitätsleitung auch künftig nicht tun.» Das erklärte Felix Frey, Vize-Rektor Forschung, im Jahresbericht 2006 der Uni. Er knüpfte damit an die bernische Zurückhaltung an, aber wie gesagt: Diese Zeiten sind vorbei. Als der Klimaphysiker Thomas Stocker Anfang 2006 einen Ruf an die Eidgenössische Anstalt für Wasserforschung, Abwasserreinigung und Gewässerschutz erhielt, reagierte Rektor Würigler prompt: Stocker bekam

für seine Abteilung einen neuen Lehrstuhl für experimentelle Klimaphysik und blieb.

Stocker ist zu wichtig für die strategische Ausrichtung und das Image der Uni Bern, als dass der Rektor ihn hätte ziehen lassen können. Die Investition hat sich gelohnt. Inzwischen ist Stocker zum Ko-Vorsitzenden jener Arbeitsgruppe des Uno-Klimarats IPCC gewählt worden, die sich mit den naturwissenschaftlichen Grundlagen des Klimawandels befasst. In dieser Position steht er weltweit im Rampenlicht – und mit ihm die Uni Bern. Im Bereich der Life Sciences wie etwa der Biomedizin oder Lebensmitteltechnologie kann die Uni keine Topstars nach Bern holen, dafür fehlt das Geld und das Umfeld mit einer kostenintensiven Infrastruktur. Aber was man hat, das wird gehend und gepflegt.

7. Das Mitmischen

Früher waren die Leute von der Kommunikationsabteilung der Uni Bern beleidigt, wenn sie Texte für die Medien verfasst hatten und die Zeitungen diese nicht integral abdruckten. Heute verdient die Abteilung ihren Namen und vermag immer öfter in den Medien Themen zu setzen – häufiger jedenfalls als die ähnlich grosse Uni Basel.

Das gelingt zum Beispiel dann, wenn das Team um Matthias Egger vom Institut

für Sozial- und Präventivmedizin wieder einmal eine Studie zu einem brisanten Thema verfasst und in einem internationalen Top-Fachblatt publiziert hat: etwa über die unterdrückten Risiken des Schmerzmittels Vioxx oder den Zusammenhang von Hochspannungsleitungen und der Entstehung der Alzheimer-Krankheit. Und auch die Abteilung für Weltraumforschung und Planetologie macht regelmässig von sich reden – zuletzt war das der Fall, als die US-Raumfahrtbehörde Nasa einen Forschungssatelliten mit Berner Technik ins Weltall schickte, um die Grenzen des Sonnensystems zu erkunden.

8. Der Rektor

Man sollte ihn nicht unterschätzen. Urs Würgler, eigentlich Mathematiker und seit 2005 vollamtlicher Rektor, ist eine Berner Saftwurzel. Einer, der im Gespräch auch mal einen Kraftausdruck fallen lässt. Würgler ist aber auch ein gewiefter Stratege, der genau weiss, wohin er mit der Uni Bern will – viele der Veränderungen der letzten Jahre gehen auf sein Konto. Er sagt: «Eigentlich erstaunlich, dass es an der Uni bisher noch keinen Aufstand gegeben hat.»

Dr. Patrick Imhasly arbeitete von 2000 bis 2007 als Wissenschaftsredaktor beim «Bund» und beobachtete in dieser Funktion das Geschehen an der Universität Bern. Heute ist er als Wissenschaftsredaktor bei der «NZZ am Sonntag» in Zürich tätig. p.imhasly@nzz.ch

Die Universität Bern und ihre gesammelte(n) Geschichte(n)

Zum letzten Mal erschien 1984 zum 150-Jahr-Jubiläum eine offizielle, aufs Ganzheitliche zielende «Hochschulgeschichte Berns» in Buchform. Heute sind zeit- und feldübergreifende Darstellungen noch schwerer vor- und nachstellbar als damals. Die Wissensvermittlung hat sich ins virtuelle Netz verflüchtigt, das jedem eine individuelle Geschichte aufdrängt.

Von Franziska Rogger

Gibt man in der japanischen Suchmaschine den Begriff «University of Bern» ein, so blinken dem Japaner vor allem Meldungen aus der Veterinärmedizin entgegen. Das dürfte dem, der die Schweiz mit muhenden Kühen assoziiert, stimmig erscheinen. Hier geht es aber nicht um Klischees, sondern um «exchange student programs» und «partnerships» zwischen Bern und den Veterinärinstituten der Tokyo, Keio- und Hokkaido-University. Klickt die Chinesin in ihren Suchmaschinen auf den entsprechenden Begriff, so erfährt sie, dass hier «das Medizinische Forschungsinstitut» und die Weltraumforschung besonders renommiert seien: Die in Bern «entwickelten Windturbinen wurden zwischen 1969 und 1972 bei den von der NASA zum Mond gesandten Raumschiffen Apollo 11, 12 und 14 bis 16 eingesetzt.» Auf der www.mipang.com-Seite wird erwähnt, dass die Uni Bern die erste Hochschule Europas gewesen sei, die Mädchen zum Studium zulies. Dass in der www.zjol.com.cn-Version der Vorsitzende des Weltklimarats, Thomas Stocker, genannt wird, erstaunt nicht, arbeitet er doch mit dem chinesischen Meteorologen Prof. Qin Dahe als Vize zusammen.

Im russischen «www.yandex.ru» liegt beim Eintrag «Universität Bern», an prominenter Stelle eine Bildgalerie klickbereit. Da strahlen uns unter anderem entgegen: Jan Kramers mit Meteoriten, der bereits erwähnte Thomas Stocker und der Berner Kurt Wüthrich, der – nur kurze Zeit einheimischer Student – 2002 für Zürich den Nobelpreis gewann. Auch Vera Figner ist zu sehen, die russische Revolutionärin, die

in den 1870er Jahren in Bern als eine der ersten Frauen studiert hat sowie die allererste Berner Professorin Anna Tumarkin aus Bessarabien. Beim Weiterklicken sieht man Erinnerungsbilder von bernischen Besuchern im ehemals «russischen» Reich und ihre Gegenbesucher. So verrät ein Gruppenbild mit dem in einen kirgisischen Mantel gehüllten Alt-Rektor Christoph Schäublin, dass eine Delegation aus Bishkek in der Bundesstadt war.

Die Uni Bern in der freibeuterischen Wikipedia

Die heute am meisten geschöpfte und geschröpfte Wissensquelle, die ebenso umstrittene wie allgegenwärtige «freie Enzyklopädie Wikipedia» bietet auf deutsch Fakten und Zahlen zur Universitas Bernensis. Der englischen Version dieser online-Enzyklopädie ist das «Academic Ranking of World Universities» wichtig, Bern rangiert als «6th in Switzerland, 57th–80th in Europe, 151st–202nd in the world». Interessant ist, dass die auf der Frontseite vorgestellten Persönlichkeiten je nach Sprache verschieden sind. Die deutsche und das holländische Wikipedia erwähnen in einer Absolventen-Liste mit 28 Namen die Bundesräte Samuel Schmid und Jakob Stämpfli, dann Karl Barth, Jean Ziegler und Benedikt Weibel sowie den Nobelpreisträger Kurt Wüthrich, nicht aber Theodor Kocher. Mit Ruth Bietenhard, Emma Graf und Iris von Roten erweisen sie den Frauen die Referenz. Die Gilde der «schrijver» ist stark vertreten – unter anderen mit John le Carré, Friedrich Dürrenmatt, Kurt Marti und Klaus Schä-

delin. Auf der italienischen und englischen Seite sind ähnliche Listen aufgeführt. Italien nennt als neuen Namen Fritz Klein, den Begründer des «Bisexual Forums», und auf der englischen Seite taucht Adolfo Lutz, «father of tropical medicine» auf. Die französisch-sprachige Wikipedia scheint ganz andere Berühmtheiten zu kennen, präsentiert sie doch nicht Absolventen der Uni Bern, sondern neun Dozenten. Sie nennt Albert Einstein, Eugen Huber und Theodor Kocher, die Mathematiker Ludwig Schläfli und Ferdinand Gonseth sowie den aristokratischen, der französischen Sprache verpflichteten Gonzague de Reynold.

Wirft man einen Blick auf die ehrwürdige und geschichtsträchtige «New York Times since 1981» ergeben sich 42 Treffer, und für den Zeitraum 1851 bis 1980 sind es 46. Mit dabei sind auch die Heiratsanzeigen, in denen die Braut oder der Bräutigam die Studienzeit in Bern erwähnt. An bedeutenden Alumni oder Dozenten sind hier Albert Einstein und Bundesrat Markus Feldmann, der Medizin-Nobelpreisträger Georg von Békésy und Dichter Friedrich Dürrenmatt genannt, für die neuere Zeit Klimaforscher Hans Oeschger, Kunst-Kurator Harald Szeemann und wieder Thomas Stocker.

Wer weiss was über die Universität Bern? Die Betrachter von aussen sehen je nach willkürlicher Tagesform, lokaler Betroffenheit und eigenem Interesse verschiedene Berner Universitäten anhand diverser Persönlichkeiten.

Die Uni Bern in der offiziellen Hochschulgeschichte

An den Blick von ganz aussen hatte man 1984 im dicken Band zum 150-Jahr-Jubiläum noch nicht gedacht. Diesbezügliche Quellen lagen damals auch noch nicht so leicht konsumierbar bereit. Ein allgemeiner Überblick streifte einleitend herausragende Ereignisse und Personen, wirkte als Scharnier für die vielen angrenzenden Spezialuntersuchungen. Noch einmal wurde hier eine zeit- und flächendeckende Geschichte in flotten Pinselstrichen, mehr Inhaltsverzeichnis als Volltext, versucht. In sieben, die Fakultäten repräsentierenden Einzeldarstellungen nahmen sich Professoren beispielhaft und vertieft eines bestimmten Themas ihres Lehrgebietes an.



Screenshots einer russischen und chinesischen Web-Site zur Universität Bern.



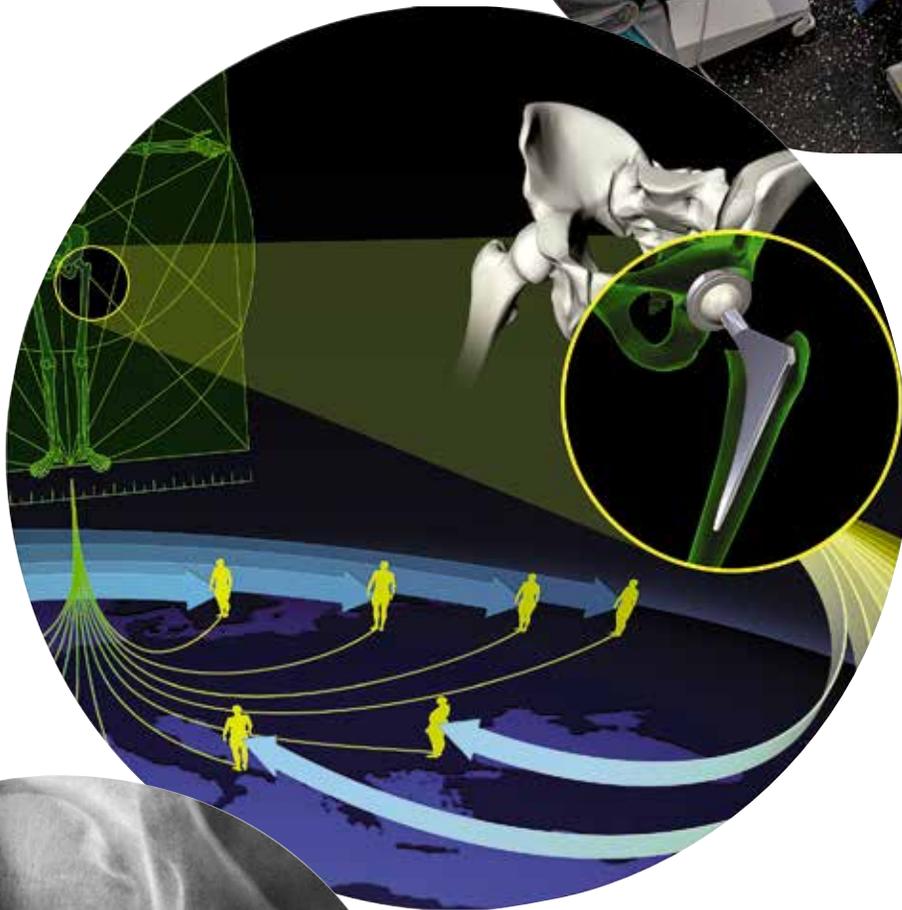
Damals war die Zeit, in der sich die Historikerinnen näher der Wahrheit näherten, wenn sie sich an naturwissenschaftliche Methoden anlehnten. Man erglühete für Kurven und Statistiken, die dank frühen Computerprogrammen auf grün-weiss gestreiftem Papier ausgedruckt werden konnten. Knappe, standardisierte Institutsgeschichten legten einen Raster über die Entwicklung der Universität Bern und dienen bis heute als Lexikon. Die professoralen Kurzbiographien in der «Prosopographie» waren betont ohne persönlichen Zierrat und subjektive Bewertungen abgefasst, aber mit einem Kommentar voller Diagramme und Statistiken versehen. Dabei wurden auch familiäre Verflechtungen – als universitärer «Filz» – nachgewiesen. Auch waren in den Nach-68er Jahren die Arbeiter- und die Frauengeschichte en vogue. Die Hochschulgeschichte von 1984 trug dem mit einem – übrigens von einem Mann geschriebenen – Überblick über das Frauenstudium Rechnung. Der Artikel zum Mittelbau befriedigte das Bedürfnis, den minder bezahlten Werk-tätigen die Reverenz zu erweisen, wobei eine Geschichte aus dem Augenwinkel des schwer geprüften Facility Managements ausblieb. Nicht mit einbezogen wurde auch die verfemte «oral history». Hingegen erhielten in der 1984er Hochschulgeschichte Berns die Bilder eine neue Aufgabe. Die rund 750, teils nur Briefmarken grossen Fotos, Illustrationen und Karikaturen sollten nicht nur den Berühmtheiten eine zusätzliche Reverenz erweisen, sondern eine weitere Quelle, eine weitere Meinung erschliessen.

Die Uni Bern in gesplitteten Flashes
Die nachgeführten Dozenten-Kurzbiografien aus der 1984er Hochschulgeschichte sind übrigens heute online abrufbar. Neu im Angebot sind auf www.uniarchiv.unibe.ch die Datenbanken mit den Listen der Rektoren, Dekane und Ehrendoktoren sowie die Studierenden-Matrikel. Die online erzählte Geschichte der Universität ist kurz und unausgewogen. In den 25 Jahren nach der Publikation der Hochschulgeschichte Berns gab es keine Gesamtdarstellung mehr, aber eine Reihe von Abhandlungen aus- und inländischer Forscher zu einzelnen Aspekten, die übernational und in Zeitschnitten untersucht wurden. Institute, Abteilungen und Stiftungen publizierten ihre Festschriften. Es wurden Portraits von ersten Dozentinnen und Studentinnen Berns vorgelegt. Auch die letzten 25 Jahre kannten ihre «modischen» Themen. Nach jüdischen und weiblichen Absolventen der Berner Universität wurde – gemäss An-fragenstatistik des Universitätsarchivs – häufiger geforscht. An Einzelpersönlichkeiten waren Albert Einstein, ZGB-Schöpfer Eugen Huber, Physiker Fritz G. Houtermans, Philosoph Walter Benjamin oder Psychoanalytikerin Sabine Spielrein besonders gefragt, um nur einige Namen herauszupicken.

Wer weiss was über die Universität Bern? Alle Einzeldarstellungen bilden Mosaiksteine zu einer Geschichte der Universität Bern, deren Wiedergabe als Gesamt-schau kaum mehr denkbar ist. Man kann die Uni als Kern einer Kugel sehen, von deren Oberfläche aus viele Sichtweisen gegeben sind, die nebst Fakten Blickwinkel und Interpretationsfreiheiten bieten. Sie im

Auge zu behalten, birgt das Potenzial der Ideologiekritik. Schon die Ansätze zu einer Universitätsgeschichte können reichlich verschieden sein, ob sie nun vom europäischen 19. Jahrhundert her oder vom asiatischen Kontinent des 21. Jahrhunderts aus, ob sie aus der Sicht einer Nobelpreisträgerin oder eines Laboranten, ob sie geschönt aus der Amtsdruckschrift oder falsch erinnert aus dem Gedächtnis formuliert, ob sie für einen WOZ-, NZZ- oder Weltwochenleser publiziert wurden. Dazu wechseln – klick-klick – die online Eindrücke über die Uni auch noch täglich vor unseren Augen. Was man heute im Internet liest, scheint morgen gemäss Tagesaktualität im Web ganz anders auf. Zersplittert sind Facts und Personality types und so sind die – in diesem UniPress unpräzise publizierten – «Splitter» vielleicht eine der adäquaten zeitgenössischen Formen, Unigeschichtliches zu schreiben.

Dr. Franziska Rogger (*far*) ist Archivarin der Universität Bern. Aus Anlass des 175-Jahr-Jubiläums hat sie die Geschichte der Alma Mater nach Besonder-, Merk- und Denkwürdigkeiten durchforstet. Die Resultate – wir haben sie in lockerer Folge im UniPress, in der vorliegenden Ausgabe auf den Seiten 15 bis 31. franziska.rogger@bibl.unibe.ch



Hightech im Dienste der Gesundheit

Medizintechnik live

Was ist ein ophthalmologisches Instrument? Wie funktioniert eine minimalinvasive, navigierte Endoskopie – und wie schwierig ist es, diese Operationstechnik zu erlernen? Für welche Organe könnte es in Zukunft Ersatzteile geben? Mit diesen und anderen Fragen setzt sich eine Wanderausstellung zum Thema Medizintechnik im Rahmen des 175-Jahr-Jubiläums der Universität Bern auseinander und lädt Interessierte aller Alterstufen zum Besuch eines mobilen Operations-Saals an fünf Standorten im Kanton Bern ein.

Medizintechnik hat das Gesundheitswesen revolutioniert und gehört zu den Perlen der Schweizer Wirtschaft. An der Universität Bern hat sie eine historische Tradition, auf die mit Stolz zurückgeblickt werden kann. Als Querschnittsbranche ist sie auf vertieftes naturwissenschaftliches und technologisches Wissen angewiesen. Die Grundsteine dafür wurden an der Universität Bern bereits zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in der Chemie, Physik, Elektrotechnik, Feinmechanik und Optik gelegt. Visionäre Ärzte mit einem Sinn für technologische Entwicklungen – wie der Augenarzt Hans Goldmann im 19. und Maurice E. Müller im 20. Jahrhundert – entwickelten nicht nur bahnbrechende Medizintechnologie, sondern begründeten mit ihrer Arbeit auch den Erfolg international führender Schweizer Medtech-Konzerne.

Verschiedene Schweizer Firmen gehören inzwischen zu den Weltmarktleadern dieser Branche, die dank der steigenden Lebenserwartung ein überdurchschnittliches Entwicklungs- und Wachstumspotential besitzt. Zur Zeit gehört die Medizintechnik zu den aussichtsreichsten Forschungsgebieten und krisensichersten Wirtschaftszweigen des 21. Jahrhunderts. Medizintechnikerinnen und -techniker sind gefragte Leute. Aus diesem Grund hat die Uni Bern gemeinsam mit der Berner Fachhochschule im Jahr 2006 als erste Schweizer Universität einen spezialisierten Studiengang in diesem hochaktuellen Wissensgebiet eingerichtet.

Die Jubiläums-Wanderausstellung gewährt einen Blick auf die stolze Vergangenheit der Medizintechnik-Entwicklung an der Universität Bern, macht die ausgeklügelte Hightech im OP der Gegenwart anfassbar und gewährt einen Ausblick auf zukünftige Entwicklungen in der Medizintechnik. Der menschliche Körper ist nicht leicht simulierbar. Dennoch wurden in den vergangenen Jahren insbesondere in Bern wesentliche Fortschritte auf dem Gebiet der computergestützten Untersuchungen und Operationen gemacht. Der gesamte Bewegungsapparat und die inneren Organe können heute an digitalen Modellen studiert werden, die auf Scan-Verfahren wie der Computertomographie basieren. Diese Technologie dient als Grundlage

für verbesserte chirurgische Eingriffe und Implantate.

Im Medizintechnikzelt der Uni Bern erleben Besucher simulierte Operationen mit Navigation und 3D-Bildgebung und können selbst Hand anlegen. Haben Sie das Geschick, nur mit OP-Zangen einen Faden zu verknoten? Ausserdem sind Live-Schaltungen zu Operationen im Inselspital geplant. Der mobile OP und diverse Exponate zeigen die vielfältigen Tätigkeiten der Uni Bern in der Medizintechnik-Forschung und -Entwicklung und verleihen anhand von Demonstrationen von Operationen im Bauchraum und im Schädelbereich einen Eindruck, wie chirurgische Navigationsgeräte und intelligente Instrumente in der Praxis angewendet werden. Das Projekt wird unterstützt durch die Berner Kantonalbank.

Um ihre nationale und internationale Position auf dem Gebiet der Medizintechnologie nachhaltig zu stärken, hat die Universität Bern Ende 2007 das Artificial Organ Center for Biomedical Engineering Research (ARTORG Center) gegründet. Das an der Medizinischen Fakultät Bern angesiedelte ARTORG Center ist in der interdisziplinären Lehre, Forschung und Entwicklung mit speziellem Fokus auf künstliche Organe tätig. Die Visionen und ersten Projekte der ARTORG-Forscher werden in der Jubiläums-Wanderausstellung vorgestellt und gewähren so einen Ausblick auf zukünftige Medtech-Entwicklungen in Bern.

Kontakt: Patrick Roth, Competence Center for Medical Technology CCMT, Projektleiter mobiles OP-Zelt, patrick.roth@ccmedtech.ch

1000 Studierende

Die Grösse der Universität und die grosse Politik

Bern war im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts die grösste Universität der Schweiz. Im Winter 1900/1901 lernten zum ersten Mal über 1000 Studierende gleichzeitig an der «alma mater bernensis». Dass die Zürcher – in traditioneller Konkurrenz zu den Bernern begriffen – das Eintreffen ihres 1000. Studierenden erst vier Jahre später feiern konnten, wurmte sie sehr. Verächtlich wiesen sie darauf hin, dass Bern bloss «dank wahlloser Aufnahmepraxis lange Zeit die grösste Schweizer Hochschule blieb». Allerdings schafften es sowohl die Zürcher, wie die Berner nicht aus eigener Kraft, eine ansehnliche Zahl studierwilliger Jugendlicher hervorzubringen. Beide waren auf massive Zuströme von Bildungsflüchtlingen – vor allem aus Deutschland und Russland – angewiesen. Die Grösse hatte also weniger mit der Güte der einheimischen Einrichtungen zu tun, als mit den gefährlichen Macken ausländischer Politiker. So etwa hatte Berns «radikale Pöbel-Uni» anfänglich unter dem 1834er Bann des deutschen Bundestages gelitten, dafür nachhaltig vom 1873er Ukas des Zaren profitiert, der die russische Jugend in Scharen aus dem ihm revolutionsverdächtigen Zürich nach Bern getrieben hatte. Während sich Bern «klapperfrostigen» Gemütes nicht gross um seinen 1000. Studenten scherte, feierte ein festfreudiges Zürich am 7. und 8. Dezember 1904 «das glückliche Ereignis» zweitägig mit einem «solennem Bankett» im Luxushotel «Baur en ville», einem musikalischen Fackelzug und einem festlichen Kommers im Pfauen-Theater.

far



Um 1900 verhalfen die Russinnen Bern zur Ehre, grösste Universität der Schweiz zu sein. Im Winter 1900/1901 studierten hier 614 Schweizer (davon 48 Frauen) und 497 Ausländer (davon 253 Frauen). Zum ersten Mal gab es mehr als 1000 eingeschriebene Studierende. Das Foto mit Prof. Hans Strasser und Prof. Karl Zimmermann zeigt, dass zeitweise in Bern mehr russische Frauen als schweizerische Männer Medizin studierten.

Über den Gipfeln – unter den Wipfeln

Spannendes Klimawissen vor Ort vermittelt

Wie merkt man, dass den Schweizerinnen und Schweizern eine Sache unter den Nägeln brennt? Wenn einem das Thema von den Kioskaushängen entgegen schreit? Wenn es zum Gegenstand von Parteiprogrammen und Wahlversprechen wird? Oder wenn es im Sorgenbarometer ganz oben auftaucht? Der Klimawandel erfüllte in den vergangenen Jahren gleich alle drei dieser Bedingungen, und damit ist Klimaforschung heute zweifellos ein Thema von grosser gesellschaftlicher Relevanz.

Nicht zuletzt deshalb verstärkt die Universität Bern ihre traditionell starke Stellung in der Klimaforschung weiter und hat im Jahr 2007 das Oeschger Zentrum für Klimaforschung ins Leben gerufen. Bei dessen Eröffnung erklärte Rektor Prof. Urs Würzler: «Wir investieren in den Ausbau der Klimaforschung, weil wir als Hochschule gesellschaftliche Verantwortung übernehmen wollen. Denn mit der Sorge um den Klimawandel sind auch die Erwartungen an die Klimaforschung gewachsen. Sie soll erklären, weshalb es Klimaveränderungen gibt; sie soll aufzeigen, wie sich die Klimaveränderung auf Gesellschaft, Politik und Wirtschaft auswirkt, und sie soll darlegen, wie die Schweiz am besten mit den Folgen dieses Wandels umgehen kann.»

Vor diesem Hintergrund ist klar, dass Klimawandel und Klimaforschung auch im Uni-Jubiläumsjahr eine wichtige Rolle spielen. Anhand von zwei gross angelegten Projekten wollen wir der Bevölkerung im ganzen Kanton Antworten auf ausgewählte Fragen zum Klimawandel liefern.

In der Jungfrauregion, der wichtigsten Tourismusdestination des Kantons, bauen wir in Zusammenarbeit mit den Gemeinden Grindelwald und Lauterbrunnen den «Klimaguide Jungfrau» auf, eine multimediale Informationsplattform, die sich sowohl an Einheimische wie an Touristen richtet. Zum Einsatz kommen dabei unter anderem GPS-gestützte iPhones, auf denen eine Fülle von Informationen abrufbar ist. Im Zentrum des Angebots stehen kurze Hörstücke, wie sie von Museumsbesuchen und Stadtrundgängen bekannt sind. Sie machen attraktiv aufbereitetes Wissen dort zugänglich, wo die Auswirkungen des Klimawandels bereits heute sichtbar sind. Zum Beispiel auf einer Wanderung hoch über dem Unteren Grindelwaldgletscher zum Thema «Klimawandel und Naturgefahren». Dieser Rundgang ist Teil einer ganzen Palette von Klima-Touren in Grindelwald, Wengen und Mürren. Zu mieten gibt es den «Jungfrauklima-Guide» ab

Juni 2009 in den lokalen Tourismusbüros. Der Klimaguide wird durch die BKW FMB Energie AG unterstützt.

Das zweite Klimaprojekt im Jubiläumsjahr trägt den Titel «Wald 2050». Dabei wollen wir in verschiedenen Kantonsteilen – vom Hartlisberg in Steffisburg, über den Berner Hausberg Gurten bis zu den Wäldern am Fuss des Juras in La Neuveville – aufzeigen, wie sich der Klimawandel im beliebtesten Erholungsgebiet der Bernerinnen und Berner auswirkt: dem Wald. Wir bieten den ganzen Frühling 2009 geführte Exkursionen zum Stichwort «Klimawandel und Wald» an. Dabei arbeiten wir eng mit dem Kantonalen Amt für Wald zusammen, dessen Forstingenieure und Förster die Waldrundgänge zusammen mit Forschern der Universität leiten werden. Unterstützt wird das Projekt durch die Burgergemeinde Bern.

Kontakt: *Kaspar Meuli, Oeschger Zentrum für Klimaforschung, Projektleiter «Klima-Guide» und «Wald 2050»,
kaspar.meuli@oeschger.unibe.ch*

Prof. Anna Tumarkin

Freitag, der 13. und die Professorin

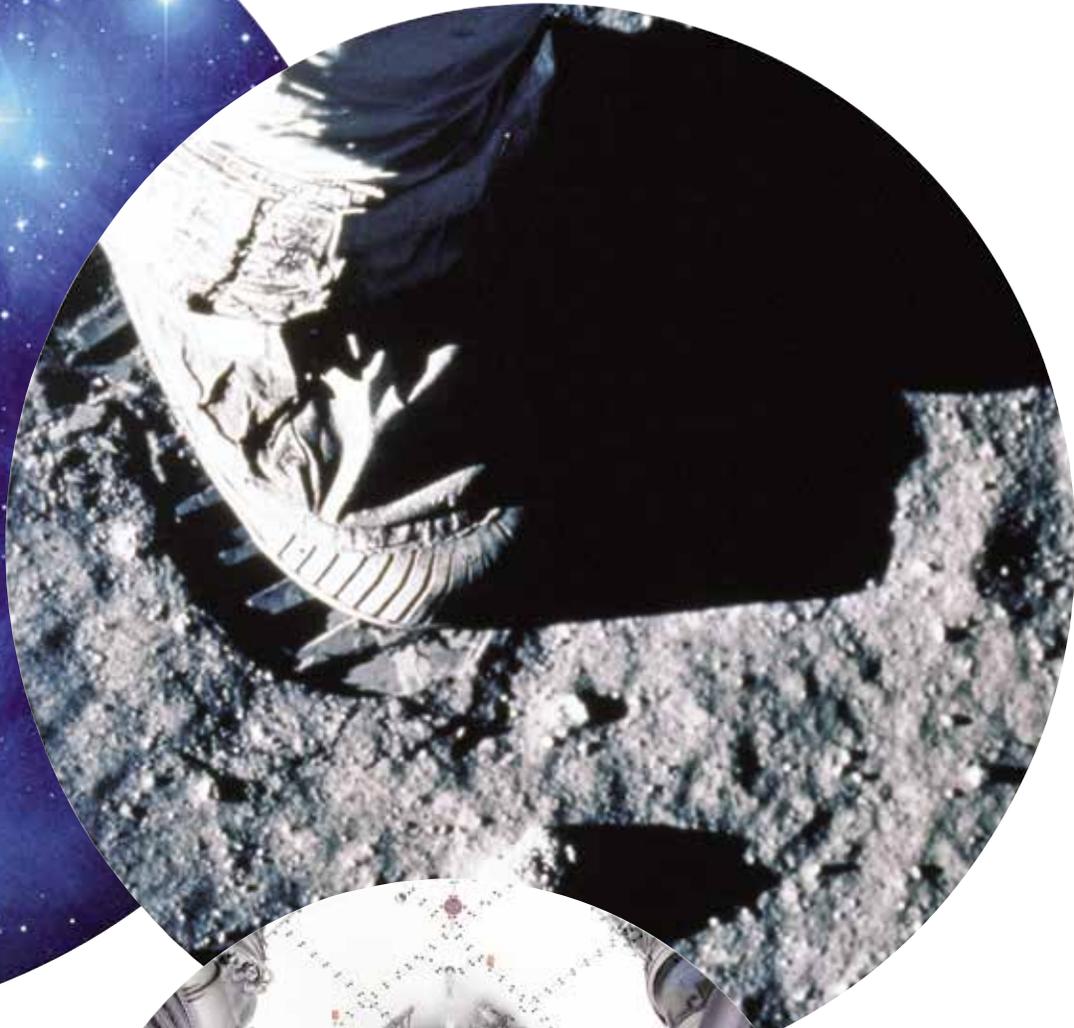
Freitag, der 13. Mai 1910, war ein scheinbar unscheinbarer Tag mit föhnigem Wetter und stabilem Börsenkurs. In Wirklichkeit aber war er ein ganz besonderer Tag für das Frauenstudium in der Schweiz, ja in Europa. Zum ersten Mal nämlich sass eine Frau in einer Sitzung des Senats, des obersten Gremiums der Universität Bern. Die ursprünglich russische Philosophin Anna Tumarkin (1875–1951) hatte hier 1898 die Venia docendi erhalten, war 1906 zur Titular-Professorin und 1909 als 34-Jährige zur Extraordinaria ernannt worden. Zum Ordinariat reichte es ihr leider nie. Immerhin war «Frl. Tumarkin» die erste Professorin Europas, die auf ordentlichem Weg ernannt worden war, Doktoranden und Habilitanden prüfte. Der russischen Mathematikerin Sofja Wassiljewna Kowalewskaja hatte man in Stockholm 1884 nur eine Spezialprofessur eingerichtet. Als Extraordinaria konnte Anna Tumarkin Einsitz im Akademischen Senat nehmen, ein Recht, von dem sie erst am 13. Mai 1910 wirklich Gebrauch machte. Dieser bedeutsame Tag verging ohne öffentliche Aufmerksamkeit. «Der Bund» etwa hatte auch wahrlich Wichtigeres und Sensationelleres zu vermelden – da war ein Vikar mit der Tochter eines Totengräbers durchgebrannt, ein Zürcher Geograf hatte über Volksstämme im hinterindischen Ober-Birma referiert und eine weitere Hofberichterstattung zum Tode des englischen Königs Eduard VII stand dringend an. Keine Chance, dass Tumarkins Senats-Einsitz als Meilenstein in der Geschichte der bernischen Hochschule erkannt worden wäre.

far



Dieses Bild von Anna Tumarkin, Berns erster Professorin, wurde 1925 bei einem Besuch in ihrer alten Heimat Bessarabien (Moldawien) aufgenommen.





Der Vorstoss in ausserirdische Welten

Weltraumforschung hautnah

Wie ist unser Sonnensystem entstanden, und gibt es ausserirdisches Leben? Diese Fragen hat sich wohl jeder von uns schon einmal gestellt. Dank enormer Fortschritte in Wissenschaft und Technik sind wir ihrer Beantwortung ein gutes Stück näher gekommen. Wesentlich zu unserem Verständnis beigetragen haben dabei sowohl Weltraum-Missionen als auch Laborexperimente, wobei das Physikalische Institut der Universität Bern in beiden Bereichen eine sehr wichtige, wenn nicht gar führende Rolle einnimmt.

Der Startpunkt der Berner Weltraumforschung war das Sonnenwindexperiment der Apollo-Missionen. Von Apollo 11 an, als Neil Armstrong als erster Mensch den Mond betrat, bis zur letzten Mission Apollo 17 wurden in Berner Experimenten auf dem Mond von der Sonne ausgeschleuderte Teilchen gesammelt. Da seit der ersten Mondlandung nun genau 40 Jahre vergangen sind, widmen wir diesem Anlass im Jubiläumsjahr der Universität eine Sonderausstellung an der «BEA bern expo». Hier werden nebst Zeitdokumenten der Apollo-Missionen weitere Highlights, Raumsonden und Raketenmodelle aus der sehr erfolgreichen Vergangenheit der Abteilung Weltraumforschung und Planetologie, wie beispielsweise die Giotto-Mission, zu bestaunen sein. Darüber hinaus werden aktuelle Missionen wie Rosetta und der Mars Reconnaissance Orbiter (HiRISE) präsentiert. Eine solche Sonderausstellung wäre jedoch nicht voll-

ständig, wenn sie nicht einen Ausblick in die Zukunft der Weltraumforschung liefern würde, und es neben interessanten Ausstellungsobjekten und spannender Wissenschaft nicht auch kurzweilige Unterhaltung sowie einen Barbetrieb geben würde. Die Ausstellung wird unterstützt durch die BEA bern expo, die Europäische Weltraumorganisation ESA und die Fondation Johanna Dürmüller-Bol.

Eng verbunden mit der Sonderausstellung veranstaltet das Physikalische Institut für Schülerinnen und Schüler der Berner Schulen einen Raketenwettbewerb. Die teilnehmenden Schulen haben die Möglichkeit im Rahmen eines «Rent-A-Teacher»-Programms eine kurze Einführung in den Raketenbau zu bekommen. Dabei geht es bei den jüngeren Schülern vorwiegend um Design und Optik, während die älteren mit vorgegebenen Treibsätzen flugfähige Raketen bauen sollen. Die besten Ergebnisse werden nicht nur an der Sonderausstellung ausgestellt, es findet (in ihrem Rahmen) auch ein Flugwettbewerb mit interessanten Preisen statt.

Die UNESCO hat das Jahr 2009 zum Jahr der Astronomie ernannt. Warum? Vor 400 Jahren benutzte Galileo Galilei zum ersten Mal ein Fernrohr um den Himmel zu beobachten, und im gleichen Jahr veröffentlichte Kopernikus seine Theorie über die Bewegung der Planeten. Wir werden es in der Nacht vom 4. zum 5. April

Galileo Galilei gleichzutun und ebenfalls mit Teleskopen (eigenen oder von Amateur-astronomen zur Verfügung gestellten) den Nachthimmel erforschen. So es das Wetter zulässt, werden wir nicht nur Saturn, sondern auch den Erdmond und die Pleiaden bestaunen können. Neben der nächtlichen Himmelsbeobachtung wird der Tag abgerundet durch ein Kinderprogramm, durch Einführungen in die Kunst des Beobachtens, durch spannende Kurzvorträge und Filme. «Die Nacht der Sterne» wird in Zusammenarbeit mit den Astronomischen Gesellschaften des Kantons Bern realisiert und durch Swiss Life unterstützt.

Am 13. November fliegt die Rosetta Sonde ein letztes Mal an der Erde vorbei, um sich auf ihren Weg zum Kometen 67P/Churyumov-Gerasimenko zu begeben. Damit hat Rosetta die Hälfte ihres Weges zurückgelegt. Geplant ist, erstmalig auf einem Kometen zu landen und dessen Zusammensetzung zu bestimmen. Mit dabei ist ROSINA, das Schlüsselexperiment der Rosetta-Mission. Mit diesem, von Berner Weltraumforschern gebauten Spektrometer, werden die gasförmigen Bestandteile des Kometen analysiert. Wenn Sie am den 13. 11. 2009 genau hinschauen und die Sonde am Himmel ausmachen, können Sie den Rosetta-Wettbewerb gewinnen. An einem öffentlichen Vortrag erfahren Sie ausserdem, weshalb die Erforschung von Kometen so wichtig ist, um neue Einblicke in die Entstehung des Lebens auf der Erde zu erhalten.

Kontakt: Kathrin Altwegg, Physikalisches Institut, Projektleiterin Weltraumforschung, kathrin.altwegg@space.unibe.ch

175 lange Jahre Universität Bern

Die Sensation der Normalität

Es gab Studenten, die wild um sich schossen oder Bomben bastelten, es gab Dozenten, die sich kühn verspekulierten oder für politischen Zündstoff sorgten. Es gab Professorenkriege bis zum Herztod, Amouren quer durch die Dozentenpaare und andere zeitungsträchtige Skandale. Es gab stille Dramen und wilde Begeisterung. Es gab Lehrgebiete und Fachinstitute, die auf- oder abstiegen, auseinander- oder niederfielen. Es gab immer Probleme mit dem Geld. All das wäre einen «Splitter» wert. Doch all die Merkwürdigkeiten und Absonderlichkeiten sind doch eigentlich kleine Eruptionen in einem 175 Jahre langen, zäh und konstant dahin ziehenden Alltags-Leben der Universität Bern, das sich in seiner Fülle nicht einmal annähernd darstellen lässt. Die jahrelange Arbeit, die alltägliche Mühe und die hart erkämpften kleinen, stetigen Wissenschaftserfolge haben keine Chance, ins Rampenlicht zu treten. Zwischen 130 und 13 000 Studierende pro Semester drückten die Schulbank. Rund 820 Ordinarien und 40 Ordinaria – und ein ungleich grösseres Heer an Extraordinarien, Dozierenden, Assistierenden – forschten und lehrten in diesen 175 Jahren Tag für Tag – und oft auch nachts. In den 175 Jahren wurden gegen eine Viertel Million Veranstaltungen angekündigt, manchmal einstündige, manchmal vielstündige. Das sind immense Zahlen. Zwar drohte der Universität Bern im 19. Jahrhundert auch mal das Aus, doch sie hielt sich. Mit alltäglicher Normalität lebte die Universität Bern weiter, 175 Jahre lang. Eine Sensation.

far



In alltäglicher Normalität lebt die Universität Bern seit 175 Jahren. Hunderte von Dozierenden, Tausende von Studierenden krampften Tag für Tag, litten und jubelten. Und waren manchmal rechtschaffen müde.

Public Governance

Impulse für den modernen Staat

In Bern sind Politik und Verwaltung zu Hause. Bund, Kanton und Stadt gehören zu den wichtigsten Arbeitgebern. Um diesen Gegebenheiten Rechnung zu tragen, hat die Universität Bern im Jahr 2002 ein interdisziplinäres Kompetenzzentrum für Public Management (KPM) eingerichtet: Dieses erforscht die öffentliche Verwaltung in der Schweiz und anderswo und entwickelt Gestaltungsempfehlungen für eine bessere Steuerung des Staates (Public Governance). Im vergangenen Jahr hat das KPM unter anderem die Führung der Bundesverwaltung untersucht, verschiedene Verwaltungsreformprojekte evaluiert, Personalbefragungen durchgeführt und Gemeinden in Fusionsprojekten beraten. Zum 175-Jahr-Jubiläum der Universität Bern gibt das KPM vertiefte Einblicke in seine Forschungsfelder.

Eine sehr alltagsorientierte Anwendung der Forschungen am KPM ist das Projekt «Smart-voting». Befürworten Sie den Bau neuer AKWs? Sind Sie dafür, das Stimmrecht ab 16 Jahren einzuführen? Das möchte «smartvote» gerne von Ihnen wissen. Aus den Antworten verrät es Ihnen Ihr politisches Profil und findet die passenden Kandidierenden und Parteien. Bei den letzten Nationalratswahlen 2007 hat «smartvote» mittels online-Befragungen fast eine Million Empfehlungen herausgegeben. Seit 2005 ist das KPM am

Forschungsprojekt «Smart-voting» beteiligt, das durch den Schweizer Nationalfonds finanziert wird. Das Projekt untersucht die Nutzung von «smartvote» durch die Wählenden und die Kandidierenden. Gleichzeitig wird an der Weiterentwicklung anderer Elemente einer aktiven elektronischen Demokratie geforscht. Im Jubiläumsjahr der Uni Bern präsentiert sich das KPM mit «smartvote» und weiteren Online-Instrumenten an der BEA.

Ob Politikerinnen und Politiker – mit oder ohne Unterstützung von «smartvote» – wiedergewählt werden, hängt nicht zuletzt von ihrem Erfolg ab. Doch was macht erfolgreiche Gemeindepolitik aus? Gibt es dazu wissenschaftliche Erkenntnisse? An einer Tagung wird untersucht, welche Politik bislang am erfolgreichsten gewesen ist und ob «kritische» Erfolgsfaktoren bestimmt werden können. Brisante Handlungsfelder wie Steuerwettbewerb, Standortpolitik, Reformen der Verwaltung (z. B. Fusionen), und «richtige» politische Ideologie dienen als Grundlage für die Analyse und Diskussion der Wissenschaftler und Berner Politiker. Die Tagung wird in Zusammenarbeit mit dem Politforum Thun durchgeführt.

Politikerinnen und Politiker sind Teil der öffentlichen Verwaltung, doch nicht deren

einzigste Akteure. Bund, Kantone und Gemeinden stehen auf dem Arbeitsmarkt in Konkurrenz zu privatwirtschaftlichen Betrieben. Sollen sie deshalb Instrumente des unternehmerischen Managements übernehmen, um leistungsfähiger zu werden – wie zum Beispiel variable Leistungslöhne? Lassen sich damit Leistungsträger motivieren und Talente entwickeln? Das KPM organisiert in Zusammenarbeit mit dem Institut für Organisation und Personal (IOP) zu diesem Thema eine Fachtagung.

Um das Verhältnis zwischen Staat und Privatwirtschaft geht es schliesslich auch beim letzten Anlass im Jubiläumsjahr. Von Public Private Partnership (PPP) ist die Rede, wenn Staat und Privatwirtschaft zusammenarbeiten und dadurch komplexe öffentliche Aufgaben effizienter erfüllen. Dabei prallen allerdings unterschiedliche Interessen aufeinander: Die öffentliche Hand will die politische und rechtliche Kontrolle behalten, der private Geldgeber strebt einen angemessenen Ertrag an. Auch in der Schweiz wird das PPP-Modell immer beliebter: Projekte im öffentlichen Verkehr, beim Bau und Betrieb von Verwaltungsgebäuden sowie im Logistikbereich stehen zur Diskussion. An einer Tagung in Zusammenarbeit mit dem Verein PPP Schweiz tauschen Experten die neuesten Erfahrungen aus und loten die Chancen und Risiken der Umsetzung in verschiedenen Politikbereichen aus.

Kontakt: *Andreas Lienhard, Kompetenzzentrum für Public Management, Gesamtprojektleiter Public Governance, andreas.lienhard@kpm.unibe.ch*

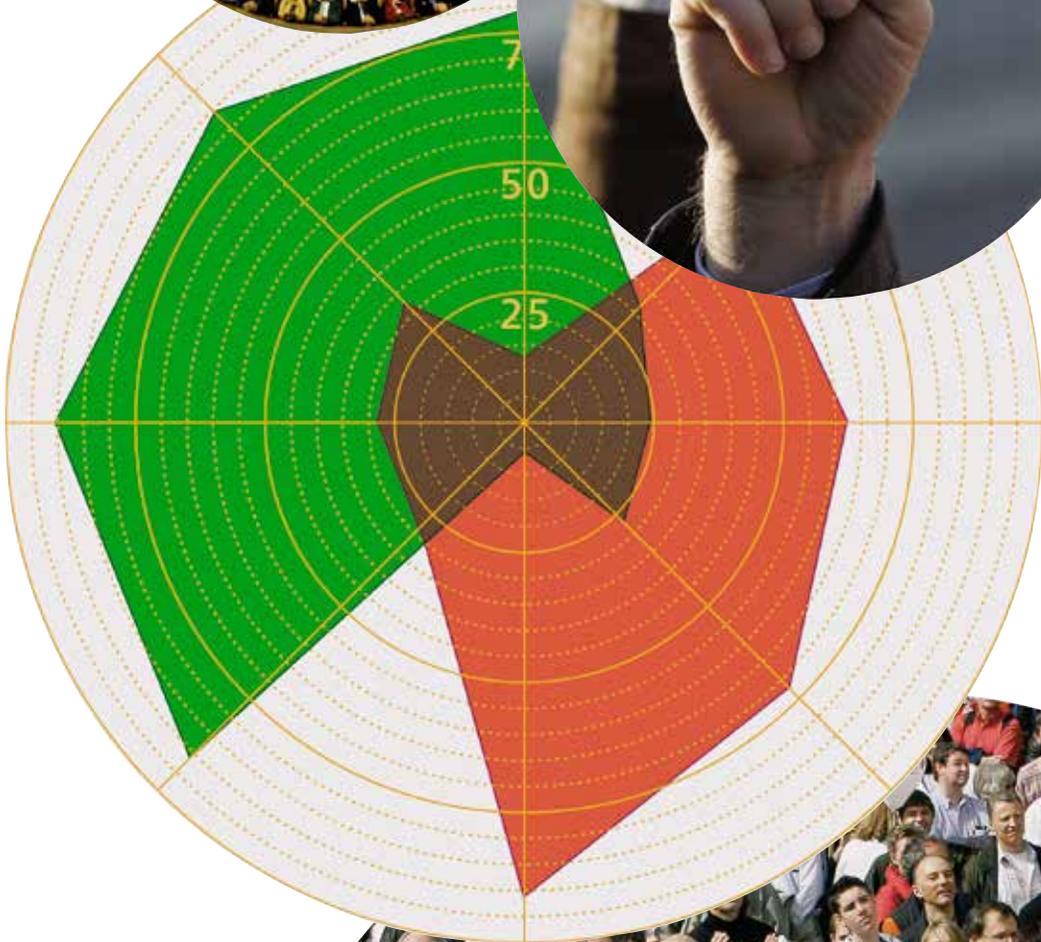
Student Ferdinand Aeschlimann aus Burgdorf **Der allererste Student**

Der allererste Student der Universität Bern war Ferdinand Aeschlimann aus Burgdorf, der sich 1834 an der juristischen Fakultät einschrieb. Die Nr. 1 hätte programmatischer nicht sein können. Die universitäre Neugründung war ja ein Akt des liberal-radikalen Berns, das sich 1831 gegen das patrizisch-aristokratische Regime durchgesetzt hatte. Die neue Regierung sah es als Pflicht, die höchste Schule demokratisch zu öffnen und politisch liberale, loyale Staatsbeamte heranzubilden. Dabei griffen die Radikalen auf nicht städtische und nicht adlige Bildungsreserven auf dem Land zurück, denen unter dem alten Regime meist kein gymnasialer Unterricht – und damit kein universitärer Zugang – möglich gewesen war. Dass Aeschlimann aus Burgdorf stammte und die Juristerei studierte, passt in diesem Kontext gut. Es rundet das Bild, dass Aeschlimann dann im Kefichgässli No. 26 bei Hrn. Fürsprech Niggeler wohnte. Niklaus Niggeler, 339. Student der Uni Bern und Anwalt, wurde wie die Nr. 340, der spätere Bundesrat Jakob Stämpfli, einer der grossen Führer der Berner Radikalfreisinnigen. Carl Ferdinand Aeschlimann machte keine politische Karriere. Nachforschungen zeigen, dass er als Kanzlist und Notar auf dem Eidgenössischen Finanzbüro tätig war. Als Enkel des Burgdorfer Gerberwirts und Sohn des dortigen Notars und Stadtschreibers am 18.12.1813 geboren, wurde Aeschlimann also programmatisch ein loyaler Beamter. Er arbeitete bis er beinahe 80 Jahre alt war und starb ledig am 11.2.1897 in Bern.

far



Von Rektor Wilhelm Snell wurden im Herbstanno 1834 eingeschrieben/inscripti: mit der Nr. 1 Ferdinand Aeschlimann von Burgdorf und mit der Nr. 2 Karl Karrer von Bümpliz. Beide studierten Jus. Notar Aeschlimann wurde eidgenössischer Finanzbeamter, Fürsprecher Karrer diente den Radikalen als Gross- und Nationalrat.





Das älteste Bern

Kelten und Römer auf der Engehalbinsel

Im Rahmen des 175-Jahr-Jubiläums der Universität Bern wird das Institut für Ur- und Frühgeschichte & Archäologie der Römischen Provinzen die wichtigste archäologische Stätte zum ältesten Bern ins Licht rücken: die keltische und römische Stadt auf der Engehalbinsel.

Wo sich heute im lichten Wald der Engehalbinsel Spaziergänger und Jogger erholen, stand einst eine keltische und später eine römische Stadt. In der markanten Aareschlaufe entwickelte sich seit etwa 250 v. Chr. eines der frühen städtischen Zentren im Gebiet der heutigen Schweiz: Reste von Häusern, eine mächtige Befestigung sowie zahlreiche Gräber aus keltischer und römischer Zeit zeugen vom ältesten Bern. Ein 1984 gefundenes Zinktäfelchen nennt wohl den Namen: Brenodurum.

Das keltische Oppidum war mit über 130 Hektaren Innenfläche eine der grossen Städte im keltischen Europa. Annähernd im Zentrum des von den Helvetiern bewohnten Gebietes zwischen Genfer- und Bodensee gelegen, muss es in ihrem politischen Gefüge zeitweise eine wichtige Rolle gespielt haben. Waffenopfer im Gebiet der Tiefenau zeugen von innerkeltischen Kämpfen im 2. Jahrhundert v. Chr. Eine mächtige Mauer riegelte im frühen 1. Jahrhundert v. Chr. die Engehalbinsel gegen

Süden ab. Brenodurum verlor nach der Eroberung Galliens um 50 v. Chr. an überregionaler Bedeutung. Ein Heiligtum an der engsten und zugleich höchsten Stelle der Engehalbinsel mit Tempeln und Resten von Opfern am gleichen Platz wie das zentrale Heiligtum des keltischen Oppidums zeigt aber, dass die als Vicus zu bezeichnende Stadt in römischer Zeit noch immer Mittelpunkt einer helvetischen Region war. Handwerk und Handel boten die Lebensgrundlagen, und die Aare wurde als wichtiger Wasserweg genutzt.

Gegen Ende des 3. Jahrhunderts verlieren sich die Siedlungsspuren auf der Engehalbinsel. Wie einige andere regionale Städte wurde Brenodurum nach den Unruhen und Kriegen jener Zeit offenbar verlassen. Der Übergang vom römischen Vicus zur mittelalterlichen Stadt Bern liegt im Dunkeln, aber Brenodurum war deren Vorgängerin.

Die Berner Öffentlichkeit hat an einem Wochenende des «offenen Denkmals» auf der Engehalbinsel im September 2009 die Gelegenheit, bei Führungen das Siedlungsareal und die noch sichtbaren Denkmäler kennen zu lernen. Eine Posterschau auf der Engehalbinsel wird die Geschichte der Ausgrabungen und Resultate der bisherigen Forschungen zeigen. An den beiden Aktionstagen werden ausgewählte archäo-

logische Funde und Skelette aus keltischen Gräbern von der Engehalbinsel gezeigt und geophysikalische Bodenuntersuchungen erläutert. Dafür arbeitet das Institut für Ur- und Frühgeschichte mit dem Institut für Medizingeschichte (Anthropologie) und mit dem Institut für Archäologie (geophysikalische Messungen) der Universität Bern zusammen. Experimentelle Archäologie wird das damalige Leben mit Hilfe archäologischer Quellen näher beleuchten.

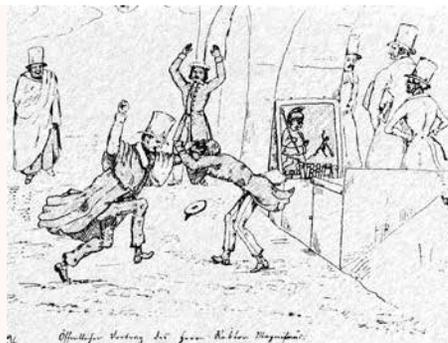
Der Archäologische Dienst des Kantons Bern eröffnet zur gleichen Zeit auf der Engehalbinsel einen neuen Rundgang, das Bernische Historische Museum zeigt im Jahr 2009 eine grosse Ausstellung über Keltische Kunst, und der Berner Zirkel für Ur- und Frühgeschichte bietet in Vorträgen Hintergrundinformationen zu dieser Sonderausstellung an.

Kontakt: Stefanie Martin-Kilcher, Institut für Ur- und Frühgeschichte & Archäologie der Römischen Provinzen, Projektleiterin «Berns frühe Zeit», stefanie.martin-kilcher@sfu.unibe.ch

Unbotmässige Studentenschaft Alle 100 Jahre wieder

100 Jahre vor der berühmten 1968er-Bewegung standen die Studenten ebenfalls «im Kriegszustand». Sie kämpften damals weniger gegen aussen, sondern bekriegten sich im «Farbenstreit» der Verbindungen gegenseitig. Die werdende Elite prügelte sich mit Faust und Stock, riskierte gerichtliche Nachspiele. Die Hochschule litt erbärmlich unter dem Zwist der Studenten. Im 19. wie im 20. Jahrhundert redeten die Rektoren den Jungspunden ins Gewissen. Rektor Eduard Müller gab 1869 der «Genussucht» der Zeit die Schuld an der Misere: «Dem Gott Gambrinus werden nicht nur die Mussestunden, sondern oft die Musen selbst geopfert». Damit hing leichtsinniges Schuldenmachen und oft noch Schlimmeres zusammen. 100 Jahre später versicherte Rektor Peter Locher der werdenden Elite, dass Amtsautoritäten in Form von «konservativen Professoren», keine Schurken seien, die sich krampfhaft bemühten, «überlebte und ungerechtfertigte Privilegien zu sichern» und «neue Möglichkeiten tückischer Repressionen» gegenüber den Studenten auszuhecken. Der Steuerrechtler warb für Verständnis. Der Theologe hatte noch mit Autorität verlangt: «Mehr studiert und weniger gekneipt». Dass nach 1968 Autoritäten grundsätzlich attackiert wurden, war neu. Privatrechtler Rolf Bär, Rektor von 1973, gestand freimütig, dass es «eines der eindrücklichsten Erlebnisse» seiner Rektoratszeit war, «in fünfhundert verdrossene bis feindselige Gesichter» zu blicken, als er sich in die Höhle des Löwen – an die GV der Studentenschaft – gewagt hatte.

far



Immer etwa wieder hatten die Rektoren ihre liebe Mühe mit den Studierenden. In Anspielung an die verschiedenen Versuche der Rektoren, unbotmässigen Studenten Herr zu werden, veröffentlichte der Guckkasten höhnisch die Karikatur: «Oeffentlicher Vortrag des Herrn Rektor Magnificus».

Im Zeichen des Bären

Berns Musiktradition neu entdeckt

Ob mit Dudelsack, Glocken oder Pfeifen – der Berner Bär der Renaissance war ausgesprochen musikalisch. In dem Musiktraktat «Ein tütsche Musica» von 1491 begegnet er uns gleich in der ersten Initiale, und auch in den vorreformatorischen Chorbüchern oder im Chorgestühl des Münsters tummeln sich die musizierenden Berner Wappentiere. So drollig diese Kameraden auf den heutigen Betrachter wirken mögen, die Botschaft, die vermittelt werden soll, ist ausgesprochen seriös: Hier wird ein hohes Mass an Musikalität für die Stadt Bern insgesamt reklamiert. Heute würde man sagen: Bern definierte sich als Musikstadt.

Tatsächlich gingen diese Darstellungen mit einem bemerkenswerten Engagement der Stadtherren einher, das auf den Ausbau des Chorherrenstifts am Münster zielte. Gegründet 1485, wurde ihm von Anfang an eine Sängerschule angegliedert. Es wurde rasch ein beachtliches Niveau erreicht, wovon nicht zuletzt die Tätigkeit von Komponisten wie Bartholomäus Frank, Johannes Wannemacher und Cosmas Alder zeugt, die nach Ludwig Senfl zu den renommiertesten eidgenössischen Komponisten dieser Zeit gehören. Zuständig waren die Musiker in erster Linie für die Gestaltung der Liturgie. Zwar verlief die Reformation in künstlerischer Hinsicht auch für

Bern recht verlustreich, jedoch haben sich vergleichsweise viele Quellen erhalten, die über musikalische Standards und Usancen am Stift informieren. So etwa die wertvollen Choralhandschriften, die 1528 in das katholisch gebliebene Estavayer-le-Lac verkauft wurden und sich dort bis heute befinden. Noch erstaunlicher ist die Überlieferung des mehrstimmigen Hymnenzyklus von Cosmas Alder, der für die feierlichen Vespers im Münster entstanden sein muss. Solches Repertoire hatte besonders schlechte Chancen, die Reformationswirren zu überdauern, da es von einem Tag auf den nächsten seine Funktion verlor und zumeist nicht in so wertvollen Handschriften notiert war. Alders Kompositionen jedoch erschienen im Jahre 1553 bei dem Berner Drucker Mathias Apiarius in vier Stimmbüchern, offensichtlich als Hommage an den kurz zuvor verstorbenen Komponisten.

Damit ist Bern diejenige reformierte Schweizer Stadt, deren Kirchenmusik am Vorabend der Reformation am besten dokumentiert ist.

Nachfolgend kam es zu ähnlich weitreichenden Einschnitten wie andernorts. Aufwendige Kirchenmusik galt als Ablenkung von Gottes Wort und blieb über

einige Jahrzehnte hinweg ausschliesslich der privaten Praxis vorbehalten. Zu einer zögernden Rückkehr kam es erst ab 1558. Neben den Eleven der Münsterschule waren es insbesondere die Stadtpfeifer, die die nach 1528 abgebrochene Orgel ersetzen und dem Gottesdienst musikalischen Glanz verliehen. Die aussergewöhnliche öffentliche Anerkennung, die das Spielmannswesen insgesamt in Bern genoss, lässt sich noch heute an dem um 1545 entstandenen Dudelsackpfeiferbrunnen in der Spitalgasse ablesen. Das Repertoire solcher Ensembles ist für diese frühe Zeit in der Regel nicht überliefert, jedoch sind wiederum dank dem Drucker Apiarius einige Kompositionen bekannt: Im selben Jahr wie Alders Hymnen veröffentlichte er eine Reihe von Bicinien (Kompositionen für zwei Singstimmen oder Instrumente) von Johannes Wannemacher und widmete sie den Berner Stadtpfeifern.

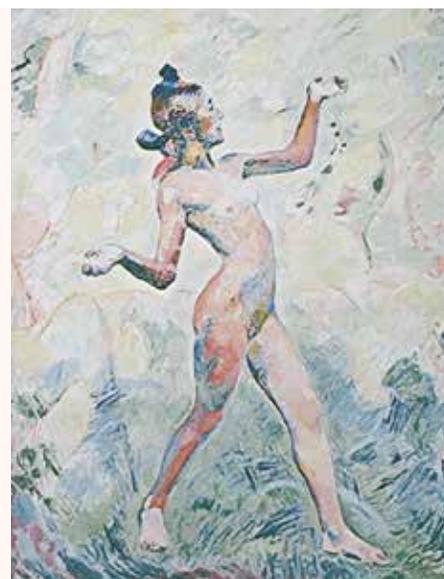
Im Rahmen der Feierlichkeiten zum Unijubiläum werden, mit Unterstützung von Postfinance, der Hymnenzyklus von Cosmas Alder, die Bicinien von Johannes Wannemacher sowie weitere Kompositionen – zum Teil erstmals – wieder an dem Ort ihrer ursprünglichen Bestimmung zur Aufführung gelangen. Ermöglicht wird dies nicht zuletzt durch ein Online-Editionsprojekt, das am Institut für Musikwissenschaft realisiert wird und sich den Musikdrucken von Mathias Apiarius widmet, die in Bibliotheken in ganz Europa verstreut sind.

Kontakt: Klaus Pietschmann, Institut für Musikwissenschaft, Projektleiter Komponisten, klaus.pietschmann@musik.unibe.ch

Kunstmaler Dr. h. c. Cuno Amiet

Freude herrscht!

EhrendoktorInnen wurden von der Universität Bern stets streng ausgewählt, meist brauchte es für die Ehrung einen einstimmigen Fakultätsbeschluss. So blieben die ganz grossen Peinlichkeiten aus, wie sie etwa Lausanne mit dem Dr. h. c. für Mussolini nachträglich erlebte. «Freude herrscht», konnte also meistens – und nicht nur 2005 – in Bern gerufen werden. «Freude» wollte auch Cuno Amiet schenken, als er 1919 über seinen Berner Dr. honoris causa so stolz war, dass er sein tief empfundenes Bild «Die Freude» der Universität Bern zum Dankgeschenk machte. «Das Bild wurde mit Freuden angenommen und im Rektoratszimmer aufgehängt», verkündete Walter Reitz in der Berner Landes-Zeitung 1922: «Zwei Rektoren hatten den Genuss, dieses leuchtende Gemälde in ihrem heiligen Zimmer zu haben». Doch dann trat Rektor Paul Gruner in Amt und Würden, der an der nackten, in jauchzendem Tanzschritt dahinschwebenden Kindfrau Anstoss nahm. Gruner sei kein Theologe, sondern Physiker und habe «deshalb wohl auch ein besonders genaues Gewissen», spottete der Journalist. Was Reitz nicht wusste, war, dass Gruner Präsident der «Eglise libre» war und religiöse Schriften publizierte. Das lebensfreudige Bild wurde vom Rektor schamvoll verhängt und ins Senatszimmer verpflanzt. Gruner grollte: «Der Senat wird nun zu beschliessen haben, ob er diese moderne Verunzierung seines würdigen Senatszimmers definitiv sanktionieren will.» Amiets «Freude» hing hier bis ins 21. Jahrhundert. Dann wurde es ins Büro eines Vizerektors verlegt.
far



Cuno Amiet schenkte «Die Freude» der Universität Bern, als er 1919 von ihr mit dem Doktor honoris causa geehrt worden war. Das Bild machte nicht überall Freude.





Eine zeitlose Parabel

Parzival und seine Zeitgenossen

Im Rahmen der 175-Jahr-Feierlichkeiten der Universität Bern organisiert das Institut für Germanistik (Lehrstuhl für Germanistische Mediävistik) die Ausstellung «Schachzabel, Edelstein und der Gral. Spätmittelalterliche Handschriftenschatze der Burgerbibliothek Bern». Sie präsentiert ausgewählte deutschsprachige Handschriften des Spätmittelalters. Im Zentrum steht ein bebildertes Manuskript des «Parzival» Wolframs von Eschenbach, das der Berner Kaufmann Jörg Friburger im Jahr 1467 bei einem Konstanzer Schreiber erworben hat. Diese Handschrift wird zu Beginn der Ausstellung auch als Digitalfaksimile auf DVD vorliegen.

Wolframs Gralsroman, verfasst zu Beginn des 13. Jahrhunderts, kreist um die zeitlose Suche nach Versöhnung, die Menschen im Umgang mit sich selbst, in Auseinandersetzung mit ihren gesellschaftlichen und kulturellen Identitäten anstreben. Der Hauptheld Parzival, der sich in den Spannungsfeldern von ritterlicher Artuswelt und religiöser Gralswelt von Orient und Okzident bewegt, sieht sich von Prüfungen herausgefordert, welche diese Suche beständig gefährden. Die Handlung wird gelenkt von einem hintergründigen Erzähler, dem das Erzählen selbst zum Abenteuer gerät.

Die Berner Parzival-Handschrift überliefert Wolframs Dichtung in einer über 250-jährigen Distanz zu ihrer Entstehungszeit. Der

Text hat dabei sprachliche und inhaltliche Veränderungen erfahren; er wird von Illustrationen begleitet, die das Geschehen neu deuten und im Gewand zeitgenössischer burgundischer Mode präsentieren. Mit dieser Aufmachung gleicht der Roman wundersamen Erzählungen wie jener von der Schlangenfrau Melusine, die der Berner Twingherr Thuring von Ringoltingen in der Mitte des 15. Jahrhunderts nach französischen Vorlagen in einer deutschsprachigen Version gestaltet hat.

Der literarische Zeitgeschmack bekundet sich auch in Handschriften, die den Berner Parzival in der Ausstellung begleiten: Ein Manuskript des Schachzabelbuchs Konrads von Ammenhausen zeigt die Beliebtheit des «königlichen Spiels» in der spätmittelalterlichen Gesellschaft an. Aus Indien stammend, ist das Schachspiel in früheren Jahrhunderten Prestigeobjekt der hochadeligen Herrscher. Findige Dominikaner, Angehörige eines der im Spätmittelalter einflussreichen Bettelordens, nutzen es als Anschauungsmittel für die geistlichen Lehren ihrer Predigten. Konrad von Ammenhausen führt das Schachspiel und seine Figuren als Abbilder gesellschaftlicher Verhältnisse vor und inszeniert es dabei zugleich als Vorbild menschlichen Zusammenlebens.

Ebenfalls aus einem dominikanischen Umfeld stammt die Fabelsammlung «Der

Edelstein» des Berner Mönchs Ulrich Boner. Das in der Burgerbibliothek aufbewahrte Manuskript enthält Erzählungen aus der Tradition Äsops, in denen menschliche Erfahrungen mitunter durch die Übertragung auf die Tierwelt vermittelt werden: Boner erzählt von Fröschen, die unbedingt einen König haben wollen und mit einem gefräßigen Storch belohnt werden. Er berichtet von jungen Witwen, die den Verführungskünsten heiratswilliger Freier widerstehen, und vom getäuschten Wolf, der in einem leblosen Standbild eine menschliche Gestalt zu sehen glaubt. Die in den Text eingestreuten Illustrationen können die Inhalte der Fabeln auf unterschiedliche Weise akzentuieren, wie der Vergleich mit einer Basler Handschrift und einem verbreiteten Druck von Boners «Edelstein» zeigt.

Weitere in die Ausstellung integrierte Beispiele eröffnen den Blick auf geistliche und weltliche Gattungen: Ein illustriertes Marienleben veranschaulicht den Kosmos spätmittelalterlicher Bildsymbolik im Bereich der Marienverehrung. Prosatexte wie «Pontus und Sidonia» und das «Cleomades»-Fragment lassen Frühformen des modernen Romans erkennen. Insgesamt wird damit ein Profil literarischer Interessen im Zeitalter des Medienwechsels von der Handschriften- zur Druckkultur sichtbar. Wer mehr erfahren will, dem sei der Besuch der Ausstellung empfohlen, die durch die Ernst-Göhner-Stiftung, die Burgergemeinde Bern und die Burgerbibliothek unterstützt wird.

Kontakt: Michael Stolz, Institut für Germanistik, Projektleiter «Berner Parzival», michael.stolz@germ.unibe.ch

Prof. Otto Schultzen in spe und Prof. Aimé Forster
Das kürzeste und das längste Ordinariat

Am 12. Oktober 1872 wurde Otto Schultzen (1837–1875) in Dorpat/Tartu zum ordentlichen Berner Professor für Pathologie ernannt. Freudig machte er sich im November mit Frau Anna auf die lange Reise nach Bern. Er kam nie an. In Wien wurde er bewusstlos – «paralysiert» – aus dem Eisenbahnwagen geholt und ins «Irrenhaus» gebracht. Der arme Prof. Schultzen starb drei Jahre später. Er stand de facto keinen Tag in Berns universitärem Dienst, ganz anders als Prof. Forster (1843–1926): Das wissenschaftspolitische Schwergewicht Aimé Forster prägte als Ordinarius 55 lange Jahre die Berner Physik. Er stand auch der meteorologischen Zentralstation und der Lehramtsschule vor. Der Bau des physikalischen Instituts war sein Werk. Talentiert im experimentellen Vortrag, lockte er jeweils leicht über zwei Hundertschaften Hörerende an. Forster experimentierte leidenschaftlich mit den neuen, von Röntgen erstmals bemerkten X-Strahlen, und machte das bislang unsichtbare Körperinnere der Menschen auf der Fotoplatte sichtbar. Ihn faszinierte auch die Farbphotografie, die 1907 durch das Autochrome-Verfahren der Gebrüder Lumière entscheidenden Schub erhalten hatte. Einige Versuche Forsters sind noch heute im Institut für exakte Wissenschaft aufbewahrt. Sein grösster Verdienst allerdings war, dass der alte Kämpfer über seinen Schatten sprang und die Habilitation Albert Einsteins nicht ablehnte. Und das, obwohl er freimütig bekannt haben soll: «Was Sie [Einstein] da geschrieben haben, versteh' ich überhaupt nicht!»

far



Physiker Aimé Forster experimentierte mit Farbfotos. Vor allem meteorologisch interessante Wolkenbilder bannte er auf seine Glasplatten, aber auch Blumen und die Medizinstudentin Marietta Roth aus Wangen a. A. (1887–1926). Marietta Roth studierte ab 1910 in Bern, das Bild dürfte um diese Zeit entstanden sein.

Architektur der Unibauten

Ein Spiegel der Stadtentwicklung

Die Universität Bern besitzt eine Fülle unterschiedlicher Bauten aus den verschiedensten Perioden vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Sie stehen exemplarisch für die Entwicklung im Schweizer und europäischen Universitätsbau und werden im Kontext der europäischen Architekturgeschichte verortet. Aus Anlass des 175-Jahr-Jubiläums der Universität Bern hat die Abteilung Architekturgeschichte und Denkmalpflege des Kunsthistorischen Instituts einen Band zu Bauwerken und Kunstwerken der Universität erarbeitet. Einem übergeordneten Essayteil folgen die Katalogtexte zu einzelnen Bauten und Instituten. Unter Auswertung des gesamten Archivmaterials ist somit ein neues Bild der baulichen Entwicklung der Universität entstanden. Das Buch wurde in einem Projektseminar zweistufig mit Studierenden erarbeitet. Enge Kooperationen gab es mit allen relevanten Universitätsstellen, insbesondere der Abteilung Bau und Raum. Ihr Leiter Kilian Bühlmann steuerte einen Werkbericht von 20 Jahren planerischer Tätigkeit an der Universität Bern bei.

Die Universität kann bedeutende Architekturen aufweisen, die weit über die Bedeutung eigentlicher Universitätsbauten

hinaus gehen. Dabei gibt es hochkarätige Bauten von der Zeit vor 1800, über den Historismus, Hauptwerke des Neuen Bauens sowie wichtige Nachkriegsarchitekturen und substantielle Beiträge zur gegenwärtigen Architektur in der Schweiz.

Die Zentralbibliothek in der Münstergasse als ältester Bau ist Teil der barocken Architektur Berns und erst durch Umbauten im 19. Jahrhundert in ihre heutige Funktion hineingewachsen. Die Psychiatrischen Kliniken Waldau stellen einen bedeutenden Komplex von Anstaltsbauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts dar. Die klinischen Institute am Bühlplatz stehen, wie das Inselspital, für die Spezialisierung der medizinischen Forschung und Praxis. Mit dem repräsentativen Hauptgebäude versuchte der Kanton Bern kurz nach 1900 eine zweite Stadtkrone in Konkurrenz zum Bundeshaus zu schaffen. Die Bauten des Lory Spitals und der Naturwissenschaftlichen Institute an der Bühlstrasse von Otto Rudolf Salvisberg sind in den 20er Jahren die «Einfallstore» eines modernen Bauens der öffentlichen Hand in der Schweiz. Die Exakten Wissenschaften auf der Schanze, das Tierspital in der Hinteren Länggasse sowie das Bettenhochhaus der Insel verkörpern typische Beispiele der Architektur aus

den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Mit der UniS, der neuen Frauenklinik an der Effingerstrasse und dem Von Roll Areal gibt es anspruchsvolle zeitgenössische Bauten, die wie die preisgekrönte Unitobler mit der Thematik des Bauens im Bestand beziehungsweise der Umnutzung verbunden sind.

In sechs Essays wird das europäische Panorama dieser baulichen Entwicklung der Universität aufgezeigt. Zwei weitere sind der Kunst und Kunst-am-Bau an den verschiedenen Standorten gewidmet. Entstanden ist ein ansprechendes, reich bebildertes Grundlagenwerk zur baulichen Entwicklung der Universität Bern, das bleibenden Erinnerungswert besitzt.

Kontakt: Bernd Nicolai, Institut für Kunstgeschichte, Projektleiter Architekturführer, bernd.nicolai@ikg.unibe.ch

Prof. Theodor Kocher

Wie der spätere Nobelpreisträger um ein Haar nicht berufen wurde

Als sich Theodor Kocher (1841–1917) für die Nachfolge in der Berner Chirurgie interessierte, hatte er an grossen Universitäten Europas studiert und sich als gesuchter Privatdozent in Bern etabliert. Europäische Kapazitäten empfahlen ihn. Doch die deutschgewichtige Fakultät scherte sich nicht um Kochers Reputation. Sie zog ihm den erfahreneren Franz K. König aus Rostock vor. «Doch nun» – schildert Berns Chronist Richard Feller pathetisch – «erhob sich eine mächtige Bewegung des bernischen Selbstgefühls gegen die planmässige Übergehung heimischer Kraft». Die Eingaben der Ärzte und Studenten waren bahnbrechend und die Regierung wählte Kocher am 16. März 1872 zum Ordinarius der Chirurgie. Glück gehabt! Der vielbegehrte und weltberühmte Kocher brachte nämlich der Universität Bern Glanz, Ausstrahlung und 1909 den Nobelpreis für Medizin. In der volkstümlichen Vorstellung lebte er als der verehrte «Meister mit dem übermenschlichen Können». Seine hagere Gestalt wurde von Malern und Bildhauern porträtiert. Die Zeitungen widmeten ihm ganze Titelseiten. Bern feierte seine Amtsjubiläen, Geburts- und Ehrentage. Schon zu seinen Lebzeiten wurde 1912 die Theodor-Kocher-Gasse eingeweiht. Der von seiner Familie geschenkte «Kocherpark» erinnert seit 1944 an ihn. Das alte «Kocherspital» allerdings wurde törichter Weise abgerissen, doch Kochers Gästehaus steht als «Haus der Universität» an der Schösslistrasse. Und sein Grab auf dem Bremgarten-Friedhof wurde kürzlich zum «Ehrenggrab» ernannt.

far



Theodor Kocher, gemalt von Friedrich Eduard Traffelet 1950/51. Kocher überragte nicht nur im Wandbild des Clubraums des «Theodor Kocher Instituts» alle. Dieses Institut zur «Erforschung der Lebensvorgänge» war ursprünglich von Kocher selbst gestiftet worden.





Bern – Amerika: einfach!

Der Traum vom neuen Leben

Haben Sie schon einmal ein Pepsi-Cola getrunken? Bestimmt – und damit haben Sie auch gleich ein Stückchen New Bern aufgesogen, denn dort wurde das Getränk 1898 erstmals hergestellt. Die Geschichte der in North Carolina gelegenen Stadt beginnt mit dem Berner Patrizier und Abenteurer Christoph von Graffenried, der sie 1710 gründete und auch gleich nach seiner Heimatstadt benannte. Eigentlicher Amerika-Pionier war aber Diebold von Erlach knapp 150 Jahre früher gewesen. Der Stadtberner setzte 1564 als wohl erster Schweizer überhaupt seinen Fuss auf amerikanischen Boden. Erlachs Mission, Gold zu entdecken, fand jedoch mit seinem Tod nur ein Jahr nach seiner Ankunft in Florida ein jähes Ende.

Zeitgenössische Goldgräber sind da wesentlich erfolgreicher: Eishockeyspieler Mark Streit, aufgewachsen im Obstberg-Quartier mitten in der Stadt Bern, wird bei seinem Club New York Islanders in den nächsten fünf Jahren über 20 Millionen Dollar verdienen, sein Branchenkollege Martin Gerber aus Burgdorf bewegt sich in ähnlichen Salär-Sphären, dem kanadischen Eishockey-Mekka Ottawa sei Dank. Kanada war auch das Land, in dem der Maler Peter Rindisbacher im 19. Jahrhundert mit

seinen Indianer-Bildern die grösste Beachtung fand, nachdem er als 15-Jähriger das beschauliche Emmentaler Dorf Eggwil verlassen hatte. Nicht nur die statischen, sondern vor allem auch die bewegten Bilder trieben die Bernerinnen und Berner zum Auswandern nach Nordamerika: Die Ostermundigerin Ursula Andress ist nicht bloss des weissen Bond-Bikinis wegen unvergessen, Daniel Bernhardt aus Worblaufen mimte in «Matrix Reloaded» den Bösewicht und die in der Stadt Bern aufgewachsene Eliane Chappuis war in «Gangs of New York» an Leonardo di Caprios Seite zu bewundern.

Auswanderer aus dem Kanton Bern haben sich in den letzten vierhundert Jahren regelmässig darin versucht, ihren ganz persönlichen amerikanischen oder kanadischen Traum zu verwirklichen. Die Ausstellung «Bern – Amerika: einfach!» porträtiert Auswanderer-Schicksale in einer attraktiven Form. Die Besucher begeben sich selber auf eine Ausreise nach Nordamerika und werden auf einem geführten Rundgang durch die Exponate – manns hohe Übersee-Kisten – mit den unterschiedlichsten Auswanderern und deren Geschichten konfrontiert: Religiöse Emigranten, die Wiedertäufer, arme Berner

auf der Suche nach dem grossen Geld und Gold, erfolgreiche Unternehmer, Persönlichkeiten aus Musik, Film oder Sport. Das Projekt, welches von Studierenden des English Department geplant und umgesetzt und durch das Kulturzentrum Kulturschok, die Botschaft der USA und die Kanadische Botschaft in Bern unterstützt wird, wandert im kommenden Frühling durch den Kanton Bern. Das Publikum darf sich neben der viel versprechenden Präsentation der Thematik vor allem auch auf die Standorte freuen, an welchen Bern – Amerika: einfach! während je eines Wochenendes präsent sein wird. Das Schlossareal Köniz wird dabei genauso zum Auswanderungszentrum wie die Alte Mühle in Langenthal oder das Schlossmuseum in Thun. Nehmen Sie die Gelegenheit wahr, sich an einem dieser Orte in einer interaktiven Form mit den spannenden und oft aussergewöhnlichen Auswanderer-Schicksalen von Bernerinnen und Bernern auseinanderzusetzen, die den Schritt nach Kanada oder in die Vereinigten Staaten gewagt haben. Das nächste Pepsi-Cola wird Sie unweigerlich daran erinnern.

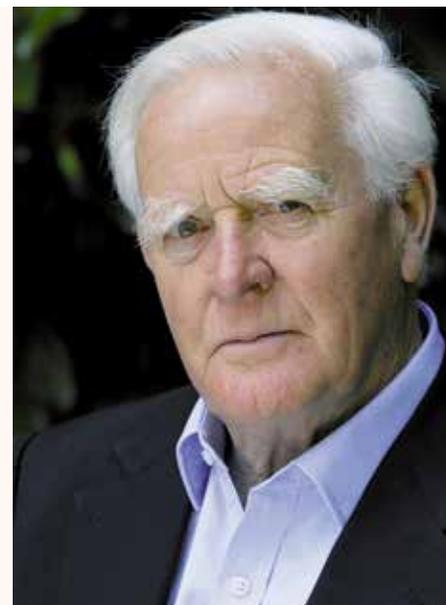
Kontakt: Beat Herzog, Institut für englische Sprachen und Literaturen, Projektleiter «Bern – Amerika: einfach!», beat.herzog@gmail.com

Student David John Moortimer Cornwell

Le Carré mit Goethe an der Universität Bern

Wer kennt ihn nicht, den «Spion, der aus der Kälte kam»? Weniger bekannt ist, dass der Schöpfer dieses Thrillers 1948/49 an der Uni Bern studierte, wenn auch nur für zwei Semester. John Le Carré meldete sich hier unter seinem bürgerlichen Namen David John Moortimer Cornwell mit Zeugnissen aus Oxford/Cambridge an. Tatsächlich erinnert er sich noch heute an seine Berner Zeit, wie er dem Universitätsarchiv anvertraut: «Ich belegte an der Universität Bern Vorlesungen von Fritz Strich, und so weit ich mich erinnere entsprachen die Themen den Titeln seiner Bücher: «Klassik und Romantik» und «Goethe und die Weltliteratur». Aber das Gedächtnis rostet. Bitte vergessen Sie nicht, dass mein Deutsch lückenhaft und ich knapp 17 Jahre alt war. Ich besuchte auch Vorlesungen bei Fränkel, erinnere mich aber nicht mehr an ihren Inhalt!» Jonas Fränkel las damals – wie Strich – über Goethe. Cornwell alias Le Carré bestätigt auch, dass Bern in seinen Thrillern eine Rolle spielt: «Ja, in meinem am meisten autobiografisch gefärbten Roman «A Perfect Spy» (deutsch: Ein blendender Spion) gibt es viele Bezüge zur Universität Bern. Und die Stadt Bern dient als Hintergrund für mehrere weitere meiner Romane, insbesondere «Smiley's People» (deutsch: Agent in eigener Sache), in dem ein sowjetischer Diplomat auf der Münsterplattform entführt wird.» Tatsächlich: wer Le Carrés Agentenromane verschlingt, erlebt Atem beraubende Stunden mit viel Berner Kolorit. Und wer seinen «unbearable Peace» liest, erhält auch einige beklommene Einsichten zum «Fall Jeanmaire», zum real-eidgenössischen Fall des «Jahrhundertspions» der 1970er Jahre.

far



1948/49 studierte der 17-jährige Londoner David John Moortimer Cornwell, bekannt als John Le Carré, deutsche Literatur in Bern. In seinen Thrillern sind denn auch etliche Reminiszenzen an Bern zu finden.

Wie ein Meteoritenforscher auf Gold stiess

Ist ein antiker Goldbecher gefälscht? Die Antwort kann Otto Eugster liefern: Der Meteoritenforscher der Uni Bern weist nämlich physikalisch nach, ob Gold erst in den letzten hundert Jahren oder tatsächlich vor 2000 Jahren geschmiedet wurde. Bereits fünf Milligramm des Edelmaterials genügen, um den letzten Schmelzprozess zu datieren.

Von Susanne Brenner

Sogar seine Kollegen an der Universität Bern haben nicht geglaubt, dass eine Altersbestimmung von Goldobjekten möglich ist. Doch gerade das scheinbar Unmögliche motivierte den auf Meteoritenforschung spezialisierten Wissenschaftler Otto Eugster. Er wollte die Machbarkeit beweisen. Ein kleines Stück natürliches Gold, gewaschen an einem Teamausflug ins Napfgebiet, lieferte überraschende Befunde: Ein Spektrometer, das normalerweise für die Messung des Helium-Anteils in Meteoriten gebraucht wird, schlug 10 000 mal mehr aus als erwartet. «Damit war bewiesen, dass in dem natürlichen Goldstückchen das Edelgas Helium vorhanden war», stellt Eugster fest. Das lässt sich so erklären: Gold, auch Edelmetall, enthält immer Spuren von Uran und Thorium. Diese Elemente sind radioaktiv und zerfallen im Laufe der Zeit auf natürliche Weise zu Helium. Die Helium-Atome bleiben im Kristallgitter des Goldes eingeschlossen. Wird Gold auf mindestens 900 Grad Celsius erhitzt, kann das eingeschlossene Helium entweichen. Nach einem erneuten Schmelzen beginnt das Uran von neuem Helium zu produzieren. Somit lässt sich anhand der Menge Helium, unter Berücksichtigung der im Gold enthaltenen Anteile Uran, der Zeitpunkt des letzten Schmelzprozesses bestimmen.

Neues Messinstrument gebaut

Die herkömmlichen Massenspektrometer aus der Weltraumforschung sind darauf ausgerichtet, Millionen und Milliarden Jahre alte Meteoriten zu datieren. Die Apparaturen sind nicht genug sensibel, um Helium in Gold messen zu können, das erst in den letzten 3000 Jahren geschmolzen wurde. Dazu braucht es ein Instrument,

das tausend Mal empfindlicher ist. Eine solche äusserst präzise Apparatur konnte nur ein einziger Hersteller weltweit bauen: die Firma Spectron in St. Petersburg. Dank der finanziellen Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds, der Stiftung zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung an der Universität Bern und der Jubiläumstiftung der Schweizerischen Mobiliar Genossenschaft konnte ein solches 110 000 Dollar teures Messinstrument in Auftrag gegeben werden.

Die Uran-Helium Datierungsmethode

Kleiner als ein Sandkorn ist die Goldprobe, die im Massenspektrometer analysiert wird. Durch eine Schleuse wird sie ins Analysegerät eingeführt. Innerhalb des Spektrometers wird dieses Goldkörnchen an eine Stelle weitergeschoben, an der es auf 900 Grad Celsius erwärmt wird. Bei dieser Erhitzung tritt das eingeschlossene Helium aus. Bei einer typischen Messung sind das ungefähr 100 000 Atome, was 10 bis 18 Gramm Helium entspricht. Durch ein Röhrchen gelangt das Gas ins Messinstrument. Mehrere Vakuumpumpen haben vorher das Instrument leergepumpt, um zu verhindern, dass sich das Helium mit anderen Gasen mischt. Tritt verhältnismässig viel Helium aus, bedeutet das, dass die Probe von einem Gegenstand stammt, der vor mehreren hundert bis mehreren tausend Jahren hergestellt wurde. Bei diesen Messungen kann eine Genauigkeit von etwa 30 Prozent erreicht werden, oder anders ausgedrückt: auf 2000 Jahre beträgt die Unsicherheit rund 700 Jahre. In neuen Kopien oder Fälschungen kann nur wenig Helium nachgewiesen werden, was darauf hinweist, dass der Gegenstand nicht sehr alt sein kann.

Von Meteoriten gelernt

Goldobjekte haben mit Weltraumforschung und Planetologie etwas gemeinsam: Ihr Alter wird mit der gleichen Messmethode bestimmt. Seit den 60er Jahren hat sich Otto Eugster mit der Analyse von Meteoriten und Mondgestein beschäftigt. Ein erster Meilenstein in seiner Karriere war die Entwicklung einer speziellen Messmethode, die es erlaubte, den Ausbruch eines Meteorits aus seinem Ursprungskörper (Asteroid, Mars oder Mond) und die Reisezeit bis zur Erde zu berechnen. Eugsters Weg führte dann in die USA ans California Institute of Technology in Pasadena, wo er Mondgestein untersuchte, das die Astronauten von der ersten Mondlandung 1969 zurück gebracht hatten. Mondgesteins- und Meteoritenanalysen gehörten fortan zu seinen Spezialgebieten. «Derartige Messungen sollten auch für die Datierung von Gold genutzt werden können», erzählt Eugster von den Anfängen seiner Forschung.

Golddatierung – eine Anwendung der Grundlagenforschung

Als «l'art pour l'art» wird die Grundlagenforschung manchmal eingeschätzt. Das Beispiel der Goldanalyse zeigt jedoch, dass aus der Grundlagenforschung echte Innovationen resultieren können. Die ersten Untersuchungen von natürlichem Fluss- und Berggold wurden 1992 publiziert. 1996 hatte Otto Eugster in einem Artikel im englischen Magazin «Gold Bulletin» erstmals erwähnt, dass die Uran-Helium Datierungsmethode auch für Echtheitsnachweise antiker Kunstgegenstände verwendet werden könnte. Nachdem Pieter Meyers, Experte für Goldschmiedekunst am Los Angeles County Museum of Art, dies las, reiste er nach Bern, um mehr über das



Mit einem Glasrichter führt Prof. Dr. Otto Eugster eine Goldprobe durch die Schleuse ins Spektrometer ein.



Halsschmuck, keltisch, 5. Jhd. v. Chr. dessen Echtheit mit der Uran-Helium Datierungsmethode bestätigt werden konnte.

Potential dieser Methode herauszufinden. Doch in Bern erfuhr er, dass die Umsetzung dieser Idee noch viele Entwicklungsschritte brauchen würde. Daraufhin überprüfte ein russischer Mitarbeiter von Meyers, Alexander Kossolapov, diese Methode mit einem eigens dafür entwickelten Massenspektrometer im Restaurierungsatelier des Ermitage-Museums in St. Petersburg. Goldproben-Analysen von skythischen und russischen Goldgegenständen lieferten erste ermutigende Resultate. Dieses erste Messinstrument ist allerdings nicht mehr in Betrieb. 2003 gaben die Berner Forscher ein weiter verfeinertes Instrument in Auftrag. Seit 2005 werden nun Goldbecher, Siegelringe und weitere Goldobjekte untersucht. 2007 erhielt Otto Eugster für seine Methode zur «Altersbestimmung von antiken Goldobjekten mit der Uran-Helium Datierungsmethode» den Ypsomed-Innovationspreis.

«Das macht sonst niemand»

Otto Eugster darf auf seine Erfindung, die Uran-Helium Datierungsmethode, stolz sein. Denn diese kann heute einzig am Physikalischen Institut der Universität Bern durchgeführt werden. Konkurrenz ist kaum zu fürchten, braucht es doch grosse Erfahrung und ein entsprechend ausgerüstetes Labor, um solche letztlich sehr komplexen Messungen durchzuführen und zu berechnen. Geschätzte sechs Jahre müsste jemand einsetzen, wollte er diese Methode kopieren.

Professor Eugster beabsichtigte, nach seiner Emeritierung die Kernkompetenz-Bereiche des Physikalischen Instituts jüngeren Kräften zu überlassen und etwas zu machen, was am Institut noch nicht erforscht wurde. «Damit nehme ich

niemandem etwas weg», fügt er an. Das Physikalische Institut stellt ihm für seine Goldanalysen die Infrastruktur zur Verfügung. Über Einnahmen aus den Echtheitsanalysen wird das Institut für diese Aufwendungen entschädigt. Weiter erhalten die ins Projekt involvierten Mitarbeitenden eine Spesenvergütung. Für Lohnzahlungen reicht es nicht: verrechnet werden in der Regel zwischen 1000 und 2000 Schweizer Franken, bei einem Aufwand von 40 bis 50 Arbeitsstunden.

Über die Disziplinen hinaus

In jungen Jahren – wohl im Sog der allgemeinen Begeisterung für Physik und Weltraumfahrt in den 60er Jahren – entschied sich Otto Eugster für ein Physikstudium. Heute aber stehen Kunstobjekte aus Gold im Zentrum seiner Arbeit. Er geniesst den interdisziplinären Austausch, den Kontakt mit anderen wissenschaftlichen Fachrichtungen wie der Kunstgeschichte oder der Archäologie. Ein weltweites Netzwerk von Fachkontakten entsteht; Auftraggeber kommen derzeit aus England, den USA, Japan, China oder aus Deutschland. Sowohl Antiquitäten-Magazine als auch spezielle Fachzeitschriften zu Archäometrie oder «Nature Materials» sind an der Uran-Helium Datierungsmethode für Goldobjekte interessiert.

Kontakt: Prof. Dr. Otto Eugster, Physikalisches Institut der Universität Bern, eugster@space.unibe.ch

Mitarbeit Messungen: Armin Schaller, Markus Zuber,

Uran-Analysen: Urs Krähenbühl, Chemisches Institut, Universität Bern; Jan Kramers, Geologisches Institut, Universität Bern

Halsschmuck aus der Pfahlbauerzeit

Pieter Meyers, Spezialist für historische Goldobjekte am Los Angeles County Museum of Art, war skeptisch: Der Halsschmuck aus einer Privatsammlung könnte eine Fälschung sein. Stilistische Analysen ergaben zwar, dass der Schmuck in die so genannte La-Tène-Zeit eingeordnet werden müsste und vor ca. 2500 Jahren in der Schweiz oder in Süddeutschland gefertigt wurde. Doch die Unsicherheit blieb: Könnte dieser Gegenstand neu gefertigt worden sein, allenfalls auch aus eingeschmolzenem alten Gold? Die Untersuchung des Helium-Gehalts einer winzigen Goldprobe lieferte Fakten, die jegliche Zweifel ausräumten: Der Reif stammte aus der Zeit und war echt.

Goldfigur aus dem Orient

Die Goldprobe einer orientalischen Goldfigur sorgt in Eugsters Labor an der Universität Bern für Spannung. Die Figur ist aus unzählbaren Millimeter grossen Goldkörnchen gefertigt. In Fachkreisen ist kein vergleichbares Kunstobjekt bekannt. Bereits die aufwendige Goldschmiedearbeit ist von unschätzbarem Wert. Dieser wird aber unglaublich ansteigen, sollte sich in den nächsten Wochen herausstellen, dass diese Figur tausend Jahre alt ist.

Bühne frei für die Wissenschaftler

Seit mehr als 30 Jahren wurde die Theaterlandschaft der Schweiz nicht mehr systematisch erforscht. Das Berner Institut für Theaterwissenschaft (ITW) schliesst diese Lücke mit einem Pionier-Projekt: Unter dem Namen «STEP» erforschen sieben Nationen die Theatersysteme kleinerer europäischer Länder. Eine solche internationale Zusammenarbeit ist in den Geisteswissenschaften selten.

Von Simone Müller

Wie man von «Project on European Theatre Systems» auf «STEP» kommt, ist nicht auf den ersten Blick ersichtlich. Zwar ist STEP ein Zusammenschluss der Anfangsbuchstaben des Projekttitels, jedoch nicht wie üblich von vorne nach hinten – was zu PETS, dem englischen Wort für Haustiere, und damit auf die falsche Fährte führen würde –, sondern umgekehrt, von hinten nach vorne. «Wie genau wir auf den Namen gekommen sind, weiss ich nicht mehr, vieles entsteht im gemeinsamen Brainstorming der Gruppe», lacht Pia Strickler, Doktorandin am Institut für Theaterwissenschaft (ITW) an der Universität Bern. Die Gruppe, das sind Forschende aus sieben Nationen, aus Holland, Irland, Dänemark, Ungarn, Slowenien, Estland und der Schweiz, die sich im Rahmen von STEP mit Aspekten des Theaters im soziokulturellen Kontext ihres Landes beschäftigen.

Pioniercharakter

Ungewöhnlich ist nicht nur die Namensgebung, sondern für die Geisteswissenschaften vor allem der Umstand, dass

Forscher aus verschiedenen europäischen Ländern an einem Projekt zusammenarbeiten. Anders als in den Naturwissenschaften, wo der Untersuchungsgegenstand zumeist sprachunabhängig ist, spielt Sprache in den Geisteswissenschaften meistens auch dann eine Rolle, wenn sie nicht primäres Forschungsobjekt ist. Das macht eine Zusammenarbeit über Sprachgrenzen hinweg ungleich schwieriger.

Andreas Kotte, Gründungsdirektor des ITW, bestätigt den Pioniercharakter des Projekts: «So etwas haben wir in der Theaterwissenschaft überhaupt noch nie gemacht», sagt der schweizweit nach wie vor einzige Professor für Theaterwissenschaft.

Andreas Kotte hat STEP zusammen mit dem holländischen Theaterwissenschaftler Hans van Maanen (Universität Groningen) lanciert. Beide Wissenschaftler arbeiteten am Projekt «Theatre Worlds in Motion» mit, das sich Ende der 90er Jahre mit historischen und soziologischen Entwicklungen des Theaters in westeuropäischen Ländern befasste. Dabei merkten sie, dass die thea-

terwissenschaftliche Forschung in Europa von Studien zu den grossen Theaternationen Deutschland, England, Frankreich und Italien geprägt ist. Rückschlüsse daraus auf die Situation in kleineren europäischen Ländern sind jedoch oft unhaltbar. Wie Theater organisiert ist, von der Finanzierung, über die Sprachen, die auf der Bühne gesprochen werden, bis hin zur Funktion der verschiedenen Theaterformen im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext, ist eine ausgesprochen lokale und lokal geprägte Angelegenheit. Forschungsergebnisse sind daher nur sehr bedingt übertragbar.

Kein Publikumsschwund

Hinzu kam ein paar Jahre später ein Artikel mit dem Titel «Schöne Theaterkrise», den Andreas Kotte im Mai 2005 in der NZZ am Sonntag veröffentlichte, und der ein unerwartet grosses Echo hervorrief. Kotte widerlegte darin die verbreitete, aber falsche Ansicht, dass das Theater in der Schweiz allgemein unter Publikumsschwund leide. Zwar verzeichnen die 28 subventionierten Stadttheater seit Mitte der achtziger Jahre tatsächlich einen leichten Zuschauerückgang. Im gleichen Zeitraum lässt sich aber sowohl für die freie professionelle Szene, wie auch für das Volkstheater ein markanter Besucheranstieg nachweisen.

Im Gespräch erläutert Andreas Kotte das Auseinanderklaffen von statistischen Fakten und öffentlicher Wahrnehmung: «Die meisten Leute überblicken nur jenen Teilaspekt, der sie interessiert, und nehmen Theater zum Beispiel nur in Form von Stadttheater wahr.»

Eine fundierte Analyse des Theatersystems Schweiz, das zeigte die Reaktionen sowie das Interesse an tief greifendem (jedoch nicht verfügbarem) statistischem Material, war dringend notwendig. STEP wurde ins Leben gerufen und im Oktober 2006 offiziell gestartet. Die Finanzierung wird von den beteiligten Ländern

individuell geregelt. In der Schweiz finanziert der Nationalfonds für das Teilprojekt «Das Theater der Schweiz» während drei Jahren eine 50-Prozent-Assistenzstelle sowie zwei 50-Prozent-Hilfsassistenzen. Das Projekt ist allerdings längerfristig angelegt, eine Weiterführung wird demnächst beantragt.

Beliebtes Volkstheater in der Schweiz

Wie ist das Theatersystem in einem Land organisiert, und wie beeinflusst seine Organisation die Funktion, die dem Theater im gesamtgesellschaftlichen Kontext zukommt? Während solche und ähnliche Fragestellungen dem ganzen Projekt zugrunde liegen, untersuchen die Wissenschaftler vorerst Besonderheiten der Theatersysteme in ihrem Land. Konkret heisst dies, dass im Rahmen von STEP so unterschiedliche Themenfelder bearbeitet werden wie «Das Verhältnis des irischen Staates zu Theater und Oper», «Die Rolle der Oper in der estnischen Kultur» oder «Intendantenwahl an Schweizer Stadttheatern». Vergleiche können erst dann gezogen werden, wenn die Besonderheiten der einzelnen Systeme erforscht sind. «Vorerst arbeiten wir vorwiegend exemplarisch», betont Pia Strickler denn auch.

Das schweizerische Theatersystem beispielsweise konstituiert sich im wesentlichen aus den drei Elementen «Stadttheater», «Freie Szene» und «Volkstheater». Alle drei Theaterformen verzeichnen pro Jahr je über eine Million Eintritte. Aufgrund dieser Vielfalt spricht Andreas Kotte von einem «Theaterorganismus», in dem, im Vergleich mit Theatersystemen anderer Länder, dem Volkstheater eine «überdimensionale Bedeutung» zukommt. Jeder hundertste Schweizer Bürger beziehungsweise Bürgerin ist hierzulande Mitglied eines Theatervereins oder Vereinstheaters. Weshalb diese Popularität?

Andreas Kotte führt das auf die Bedeutung der Mundart zurück: «Nur auf Volkstheaterbühnen wird konsequent Dialekt gesprochen.»

Eine ganz andere Funktion hatte das Volkstheater etwa in Ungarn vor der Wende von 1989. Zsafia Lelkes, die im Rahmen von STEP ungarische Tanztraditionen untersucht und gegenwärtig mit einem eidgenössischen Stipendium in Bern arbeitet, erläutert: «In Bezug auf die freie Meinungsäußerung hatten die Amateurbühnen vergleichsweise viel Spielraum. Wie jede kulturelle Amateurtätigkeit wurden auch Laienbühnen staatlich gefördert, gleichzeitig aber weniger stark kontrolliert als die professionellen Bühnen.» Ähnliche Popularität wie das Volkstheater in der Schweiz geniesst in Ungarn heute der Volkstanz, der auf eine lange Tradition zurückblickt: «In jeder ungarischen Kleinstadt gibt es mindestens zwei bis drei Volkstanzgruppen», erklärt Lelkes.

Erste Publikation im Frühling

In vier verschiedenen Städten, Groningen, Debrecen, Tartu und Bern haben sich die STEP-Forscher bis anhin fünfmal zu einem jeweils drei- bis viertägigen Symposium getroffen. Der persönliche Kontakt, sagt Pia Strickler, sei ein «enormer Qualitätspunkt» des Projekts. Und Louise Hansen von der dänischen Universität Aarhus bilanziert: «Es wäre unglaublich schwierig, selber über ein anderes als das dänische Theatersystem zu forschen. Dass wir via STEP Informationen austauschen können, zu denen wir sonst kaum Zugang hätten, ist ein grosses Plus.»

Unter dem Titel «Global Changes, Local Stages» veröffentlichten die Wissenschaftler im Frühjahr 2009 ein erstes gemeinsames Buch. Jede Forschergruppe steuert zwei bis drei Kapitel bei, in denen Aspekte des jeweiligen Theatersystems ausgeleuchtet werden. Die Beiträge

vom ITW Bern befassen sich mit Subventionsmechanismen (Andreas Kotte), – Theater in Deutschschweizer Medien (Pia Strickler) sowie mit den Faktoren, die Intendantenwahlen an Stadttheatern beeinflussen. Weitere gemeinsame Publikationen, in denen der vergleichende Aspekt stärker in den Vordergrund rücken wird, sind geplant.

Kulturpolitisch relevant

1975, vor mehr als dreissig Jahren also, sind die «Beiträge für eine Kulturpolitik in der Schweiz» – der so genannte Clottu-Bericht –, erschienen. Seither ist die Theaterlandschaft Schweiz nicht mehr systematisch erforscht worden. Ergebnisse aus dem STEP-Teilprojekt «Theater der Schweiz» werden in gut einem Jahr ebenfalls in Buchform veröffentlicht und damit für den Bereich Theater die Lücke schliessen, die sich seit dem Clottu-Bericht aufgetan hat. Die STEP-Verantwortlichen setzen zeitlich mit ihrer Forschung dort an, wo der Clottu-Bericht endet, und beschäftigen sich vor allem mit der Gegenwart.

STEP ist ein internationales Projekt, das von der Erforschung lokaler Strukturen ausgeht. Diese haben sich im Zuge globaler Veränderungsprozesse teilweise grundlegend verändert. Einflüsse von aussen sind stärker geworden, umgekehrt gewinnen lokale Traditionen an Bedeutung. Auch im Theater, auch in der Schweiz. Was im Rahmen der internationalen Zusammenarbeit von STEP erarbeitet wird, ist auch notwendige Grundlagenforschung für die lokale, also schweizerische Kulturpolitik.

Kontakt: Prof. Dr. Andreas Kotte, Institut für Theaterwissenschaft der Universität Bern (ITW), andreas.kotte@itw.unibe.ch

Darwins Vermächtnis

Vor 150 Jahren veröffentlichte Charles Darwin seine Evolutionstheorie und begründete damit die Forschung nach dem Ursprung des Lebens. Seit Darwins Zeit hat sich die Evolutionsforschung stetig fortentwickelt. Doch seine Ideen gelten noch heute, wie ein Rückblick auf die Geschichte dieser Disziplin zeigt.

Von Martin Amrein

Die Veröffentlichung eines Buches erschütterte im November 1859 die britische Nation in ihren Grundfesten. Der Titel des Werkes lautete «On the Origin of Species», der Autor war Charles Darwin. Der englische Naturforscher präsentierte darin seine Evolutionstheorie, anhand derer er darzulegen versuchte, dass die Organismen nicht von einem göttlichen Schöpfer konstruiert wurden, sondern in einem völlig natürlichen Prozess über Jahrtausende hinweg allmählich entstanden sind. In einer Zeit, in der die anglikanische Kirche im Alltag der Briten nach wie vor eine zentrale Rolle spielte, hatten solche Ansichten eine grosse Sprengkraft. Tatsächlich schlug Darwins Theorie ein wie eine Bombe: Das Buch fand reissenden Absatz, und die Flut der Stellungnahmen setzte augenblicklich ein. Es hagelte Einwände von allen Seiten, doch auch etliche Stimmen der Begeisterung waren zu vernehmen. Die durch das Werk veranlasste Debatte erfasste die gesamte viktorianische Gesellschaft. Die Frau des Bischofs von Worcester soll aufgeschreckt sein, als sie von der Evolutionstheorie hörte: «Vom Affen abstammen? Meine Güte, lass uns hoffen, dass dies nicht stimmt. Und wenn doch, lass uns beten, es werde nicht allgemein bekannt!» Doch Darwins Theorie wurde bekannt, auch über die Grenzen des Inselreiches hinaus. Bald kannte die halbe Welt seinen Namen.

Auch uns wird Darwins Name in nächster Zeit wieder öfters begegnen: Die Veröffentlichung von «On the Origin of

Species» jährt sich 2009 zum 150. Mal und Darwin selber könnte am 12. Februar des kommenden Jahres seinen 200. Geburtstag feiern. Grund genug sich zu fragen, was in all diesen Jahren mit Darwins Vermächtnis geschehen ist.

Das Überleben der Bestangepassten

Folgende drei Aussagen bildeten die Basis von Darwins Evolutionstheorie: Evolution als solche findet statt, sie läuft in kleinen Schritten ab und Organismen passen sich durch den Mechanismus der natürlichen Selektion an ihre Umwelt an. Darwin war noch keine dreissig Jahre alt, als er 1838 diese Thesen beisammen hatte. Er war damals eben von einer fünfjährigen Weltreise zurückgekehrt, die er mit dem britischen Vermessungsschiff *Beagle* unternommen hatte. Als Darwin daran war seine Fundstücke auszuwerten, kam er zur Überzeugung, dass Arten ohne göttliches Eingreifen durch einen graduellen Wandel entstehen. Auf den entscheidenden Mechanismus, der diesen Wandel auslöst, stiess er, als er nebenbei ein Essay des britischen Ökonomen Thomas Malthus las. Laut dessen These besitzt die Menschheit eine derart starke Wachstumstendenz, dass die Nahrungsmittelversorgung niemals mit ihr Schritt halten kann. Trotzdem gibt es ein ungefähres Gleichgewicht, da Hungersnöte oder Krankheiten, die Bevölkerungszahl in Grenzen halten. In der freien Wildbahn, so wurde Darwin bewusst, trifft man auf ganz ähnliche Umstände: Tiere setzen

mehr Nachkommen in die Welt, als überleben können, wodurch nur die am besten Angepassten sich vermehren und ihre Eigenschaften an eine nächste Generation weitergeben können – das Prinzip der natürlichen Selektion war geboren.

Erst zwei Jahrzehnte später, Darwin war bereits fünfzig Jahre alt, erschien «On the Origin of Species». Wissenschaftshistoriker sind geteilter Meinung, ob Darwin mit der Veröffentlichung seiner Theorie so lange zögerte aus Furcht, die religiösen Gefühle seiner Frau Emma zu verletzen, oder ob er schlicht die Zeit brauchte, um die nötigen Belege für seine Thesen zu sammeln. Trotz fortgeschrittenem Alter blieb ihm später noch Zeit, fünf weitere, immer wieder veränderte Auflagen des Buches zu veröffentlichen. In jeder weiteren Fassung beschäftigte sich Darwin aufs Neue mit Einwänden gegen seine Theorie. In den meisten Fällen konnte er diese überzeugend zurückweisen. Allerdings gab es auch Kritik, die weniger einfach zu entkräften war. Während angesichts der Fülle empirischer Belege kaum mehr ein Wissenschaftler nach dem Erscheinen von «On the Origin of Species» an der Existenz der Evolution zweifelte, stiess der von Darwin vorgeschlagene Mechanismus der natürlichen Selektion auf weit weniger Akzeptanz. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts blieb es für viele Wissenschaftler unerklärbar, dass ausschliesslich durch die Abfolge von kleinsten Veränderungen so komplexe Organe wie etwa das menschliche Auge entstehen konnten. Viel eher neigten sie dazu, das Entstehen neuer Organismen durch die Vererbung erworbener Eigenschaften (Lamarckismus) oder durch sprungartig auftretende Grossmutationen (Saltationismus) zu deuten. Im ersten Fall hätte die Giraffe einen derart langen Hals erhalten, weil sich die Häuse ihrer Vorfahren durch stetiges Strecken nach Blättern an hohen Bäumen immer mehr verlängerten. Im zweiten Fall wären neue morphologische Baupläne, etwa die Körperstruktur der Vögel, durch das plötzliche Auftreten brauchbarer Missbildungen – so genannten «hopeful monsters» – entstanden.

Eine Theorie setzt sich durch

Eine grosse Schwachstelle in Darwins Theorie war seine Vererbungslehre. Er

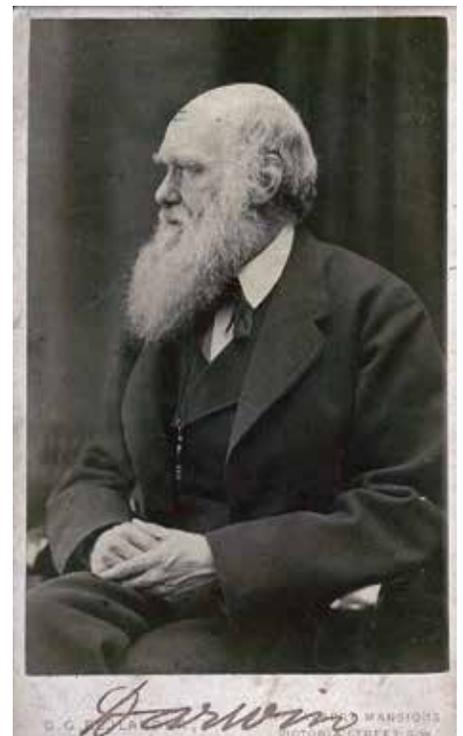
stellte zwar eine Hypothese auf, die erklären sollte, wie sich körperliche Eigenschaften von der einen auf die andere Generation vererben. Diese war aber sehr spekulativ und stellte sich bald als falsch heraus. Darwin konnte zeit seines Lebens nicht erklären, wie es zu den immer neuen Variationen kommt, die er für den Artenwandel annehmen musste. Der entscheidende Durchbruch gelang erst mit der so genannten Synthetischen Theorie in den Dreissiger und Vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts: Wissenschaftler aus verschiedenen biologischen Disziplinen verbanden die von Gregor Mendel begründete und nun auf eine experimentelle molekularbiologische Basis gestellte Genetik mit Darwins Theorie zu einer umfassenden Erklärung des Evolutionsgeschehens. Nach Jahrzehnten der Skepsis um den wahren Mechanismus, der die Evolution vorantreibt, hatte man nun das Gen als die entscheidende Grundgrösse der Vererbung eingeführt und experimentell bestätigt, dass Darwins These der natürlichen Selektion tatsächlich Gültigkeit besitzt.

In den vergangenen 150 Jahren wurden zahlreiche empirische Belege für die Gültigkeit von Darwins Theorie gefunden. Dazu gehörten immer wieder fossile Funde von Tieren, die Bindeglieder zwischen höheren organismischen Ordnungen gebildet hatten. So etwa der Urvogel Archaeopteryx – ein Mischwesen zwischen Reptil und Vogel – oder der erst vor vier Jahren in fossilen Ablagerungen unweit des Nordpols entdeckte Tiktaalik, der als Übergangsform Merkmale von Fischen und von Amphibien aufweist. Diese Bindeglieder deuten darauf hin, dass die Evolution in kleinen Schritten verlaufen ist. Weiter konnte die Molekularbiologie zeigen, dass zwar Informationen von der DNA in Proteine übersetzt werden, nicht aber umgekehrt Proteine als Information zum Aufbau von DNA dienen. Damit war die These von der Vererbung erworbener Eigenschaften widerlegt. Und schliesslich bestätigten sich auch kuriosere Prognosen, die Darwin gestellt hatte: 1862 machte sich Darwin zum Gespött der damaligen Insektenforscher, indem er voraussagte, auf der Insel Madagaskar müsse es einen Nachtfalter geben, dessen Rüssel fast 30 Zentimeter lang sei. Nach seiner Theorie konnte nur so eine dort

heimische Orchideenart mit ausgesprochen langem Blütenkelch im Kampf ums Dasein überhaupt Bestand haben. Und tatsächlich konnte vor ein paar Jahren der prognostizierte Falter zum ersten Mal an der Blüte einer solchen Pflanze beobachtet werden.

Kriegerische Evolutionsbiologen

Die mit Darwins Thesen im Einklang stehende Synthetische Theorie bildet auch heute noch die paradigmatische Grundlage, auf deren Basis evolutionstheoretisch geforscht und gelehrt wird. Das heisst aber nicht, dass die Evolutionsbiologie in neuerer Zeit keine umkämpften Debatten erlebt hätte. Im Gegenteil: Als «Darwin Wars» werden die Kontroversen bezeichnet, die sich in den letzten dreissig Jahren vor allem zwischen dem englischen Zoologen Richard Dawkins und dem amerikanischen Paläontologen Stephen Jay Gould abgespielt haben. Sie stritten sich hauptsächlich um die Frage, ob die natürliche Selektion jegliche evolutive Veränderung erklären kann. Während Dawkins diese Position einnahm, meinte der 2002 verstorbene Gould, man müsse auch embryonalen Entwicklungsabläufen oder dem Zufall eine Rolle in der Evolution zugestehen. Daraus entwickelte sich eine fruchtbare Debatte, die bis heute anhält, aber in keiner Weise Darwins Grundhaltungen in Frage stellt. So ist es denn auch verfehlt, aus diesen Uneinigkeiten den Schluss zu ziehen, die Evolutionstheorie als Ganzes stehe auf wackeligen Füüssen. Genau das wollen moderne



Charles Darwin

Kreationisten der Öffentlichkeit aber weismachen. Unter neuem Namen – als Intelligent Design – bringen sie das altbekannte Argument vor, dass Organismen zu komplex seien, um ohne Schöpfer erklärbar zu sein. Vor allem in den USA, aber auch in Europa, haben sie damit die Diskussion über die Lehre der Evolutionstheorie an Schulen neu entfacht. Es zeigt sich, dass Darwins Gedanken heute, ebenso wie vor 150 Jahren, wissenschaftlich von grösstem Interesse und gesellschaftlich von höchster Brisanz sind. Die Erschütterungen von 1859 sind noch nicht ausgeklungen.

Evolution wohn?

Aus Anlass des Darwin-Jahrs 2009 organisiert das Forum für Universität und Gesellschaft zwischen Februar und Mai vier Workshops und, zusammen mit dem Collegium generale, eine öffentliche Vorlesungsreihe. Aus Naturwissenschaften, Geistes- und Sozialwissenschaften, Medizin, Theologie und Recht bietet das Forum Informationen aus erster Hand zum modernen Verständnis der Evolutionstheorie. Vom kleinen ABC der Evolutionstheorie führen die Veranstaltungen hin zu Fragen wie «Kann die Evolutionstheorie die Schöpfungsgeschichte ersetzen?» oder «Sollen wir der Evolution ins Handwerk pfuschen?» Mehr Informationen zu den Workshops unter www.forum.unibe.ch, zur Vorlesungsreihe unter www.collegiumgenerale.unibe.ch

Die Managerin des gesammelten Wissens

Sie ist von Büchern umgeben – und hat doch kaum mit Büchern zu tun: Marianne Rubli Supersaxo, 46, die neue Leiterin der Universitätsbibliothek, ist zur Zeit vor allem mit der Reorganisation beschäftigt.

Von Astrid Tomczak-Plewka

Klassische Bundesordner, in verschiedenen Farben zwar, doch soldatisch in Reih und Glied in einem schlichten Holzregal: Der erste Eindruck vom Büro der höchsten Bibliothekarin der Universität Bern ist ernüchternd. Kaum Bücher, kein Geruch von altem Papier – lediglich auf dem Biedermeiertischchen an der Wand liegt eine Neuerscheinung zu Albrecht von Haller auf einer Lesestütze. Es macht nicht den Anschein, als ob der Band je geöffnet worden wäre. Eines ist klar: Wer in diesem Büro residiert, hat anderes zu tun, als sich in Bücherwelten zu flüchten. «Ich bin hier zwar inmitten von Büchern. Das ist schön. Aber ich komme nur in der Freizeit zum Lesen», sagt Marianne Rubli Supersaxo und räumt gleich ein weiteres Vorurteil aus dem Weg: «Es ist schade, wenn man die Bibliothek aufs Buch reduziert. Heute ist unser Spektrum viel breiter – von E-Journals bis hin zu Online-Datenbanken.» Dann entschuldigt sie sich für die «Unordnung» in ihrem Büro, für die Ordner, die noch archiviert werden müssen. Die Leiterin der Universitätsbibliothek scheint einen strengen Ordnungssinn zu haben, wenn sie die wenigen Post-it-Zettel an den Regalen bereits als Durcheinander wahrnimmt. Sie hat ihr neues Büro in der dritten Etage an der Münstergasse erst vor wenigen Tagen bezogen. «Ich hatte noch gar keine Zeit aufzuräumen oder Bilder aufzuhängen.» Nicht nur diese Unvollkommenheit ist der 46-jährigen etwas unangenehm, sondern auch etwas anderes: «Das Büro ist zwar sehr schön, aber peinlich gross.» Peinlich deshalb, weil sie weiss, in welchen beengten Verhältnissen ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wirken müssen.

Diese Bescheidenheit ist keine Attitüde – sie scheint im Gespräch immer wieder auf. Etwa auf die Frage nach ihrem Werdegang, der sehr gradlinig wirkt: Von 1982 bis 1988 studierte sie Germanistik, Kunstgeschichte und Medienwissenschaften in Bern, liess sich danach zur wissenschaftlichen Bibliothekarin ausbilden, arbeitete dann bei ihrer heutigen Arbeitgeberin, die damals noch eine Stiftung war – die Stadt- und Universitätsbibliothek –, übernahm dann rasch eine erste Führungsfunktion: Nachdem die frischgebackene Bibliothekarin die Basisbibliothek Unitobler mit aufgebaut hatte, übernahm sie deren Leitung, fand



Gefallen am Führen – «die Lust kam mit dem Essen» – und so absolvierte sie ein weiteres Nachdiplomstudium an der Universität St. Gallen. Die neu erworbenen Kenntnisse im Personalmanagement wollte sie in einem neuen Umfeld testen – und wechselte in die Erziehungsdirektion des Kantons Bern, wo sie nach kurzer Zeit mit einer Führungsfunktion betraut wurde. Als dann die Stelle der Vizedirektorin der Stadt- und Universitätsbibliothek frei wurde, zögerte sie nicht lange – und bekam den Job. Als ihre Chefin Susanna Bliggenstorfer nach Zürich wechselte, lag es nahe, dass sich Rubli Supersaxo für die Nachfolge bewarb. «Es sieht jetzt vielleicht so aus, als wäre ich ganz zielstrebig auf diesen Punkt zugesteuert», sagt die gebürtige Bernerin. «Aber ich habe nie gesagt: Mein Ziel ist es, Leiterin der Unibibliothek zu werden. Es war viel Zufall im Spiel.»

Kein Zufall ist es, dass Marianne Rubli Supersaxo ausgerechnet einer Bibliothek vorsteht. Schon während ihres Studiums wusste sie, dass sie ins Bibliothekswesen einsteigen wollte – allerdings weniger wegen der Materie Buch. «Ich habe zwar schon immer viel gelesen», sagt sie. «Aber meine Berufswahl hängt mehr damit zusammen, dass mir die Informations- und Literaturvermittlung am Herzen liegt. Unsere Bibliothek soll es ermöglichen, dass Forschende und Studierende die Information finden, die sie brauchen.» Rubli Supersaxo sieht es denn auch als Hauptaufgabe der Unibibliothek, die «Informationskompetenz zu stärken» – was mit einer zunehmenden Flut von Datenbanken eine grosse Herausforderung ist. «Wir haben spezialisierte Mitarbeitende, die hier kompetent helfen können.»

Die Bibliotheksleiterin selber ist «eher weit weg» von diesen Fragen. Ihre Aufgabe ist das Führen. Doch was bedeutet dies? «Ein Grossteil ist Kommunikation. Das Coachen und Begleiten von Kaderleuten, viele Sitzungen, die Kontaktpflege zu externen Partnern und zur Universität.» Gerade das Verhältnis zur Alma Mater hat sich in den letzten Jahren grundlegend gewandelt: Seit dem ersten Januar 2007 gehört die ehemalige Stadt- und Universitäts-



bibliothek zur Universität Bern. Bis Ende Jahr sollen alle 50 Institutsbibliotheken mit ihren 250 Mitarbeitenden unter einem Dach zusammengeführt sein. Marianne Rubli Supersaxo spricht von einer geglückten «Fusion». «Wir sind auf Kurs», sagt sie, «und kommen jetzt in die Phase der Konsolidierung.»

Fusion, Konsolidierung, Coaching: Begriffe aus dem Vokabular der Wirtschaftskapitäne, die im altherwürdigen Gemäuer etwas ungewohnt wirken. Und doch wäre es falsch, zu sagen, dass mit ihr eine Art Superfrau der Marktwirtschaft gekommen wäre, um den Laden neu zu organisieren. Die Frau mit dem nüchternen Auftritt ist keine Verfechterin des reinen Markts – dafür steht sie schon zu lange im Dienst des Kantons. Sie weiss aus Erfahrung, dass hier die Mühlen etwas langsamer – dafür aber auch gründlicher mahlen – als anderswo. Etwas, das ihrer Ungeduld nicht unbedingt entspricht. «Dies stärkt meine Frustrationstoleranz», sagt sie lächelnd. «In der Privatwirtschaft geht vieles vielleicht schneller, dafür ist die Kontinuität weniger gewährleistet. Für mich ist die Privatwirtschaft kein erstrebenswertes Ziel.» Schon gar nicht, wenn man von Mitarbeitenden umgeben ist, die sich sehr mit ihrer Arbeit identifizieren. «Vielen macht es sichtlich Spass, sie sind mit Feuer und Flamme dabei. Für eine Führungsperson ist dies eine wunderbare Ausgangslage», betont die Chefin. Was nicht bedeutet, dass in der Münstergasse oder den angegliederten Bibliotheken immer eitel Sonnenschein herrscht. Gerade Umstrukturierungen wie die laufende lösen bei den Betroffenen oft Ängste, in Einzelfällen auch Widerstand aus. «Damit muss man umgehen können», sagt Rubli Supersaxo bestimmt. «Es ist immer eine Gratwanderung: Bei zu viel Druck riskiert man, dass die Situation zementiert wird. Wichtig ist, das Gespräch zu suchen.» Das klingt simpel – ist es aber nicht immer: Manche Institutsbibliotheken waren über Jahrzehnte Hoheitsgebiete von engagierten Einzelgängern, die ihre Schätze wie ihren Augapfel hüten. Da kann schnell die Angst vor einem Machtverlust ein Gespräch dominieren – zumindest solange, bis es der Bibliotheksleiterin gelungen ist, die Situation überzeugend zu erklären. Meistens gelingt ihr das. «Doch es gibt Fälle,

wo man hart bleiben muss. Das fällt mir nicht schwer, wenn ich überzeugt bin von einer Entscheidung», sagt sie. «Führen ist nicht immer lustig oder angenehm.» Auch das klingt wieder so simpel, so selbstverständlich. Und doch offenbart Marianne Rubli Supersaxo in diesem einen Satz eine Verletzlichkeit. Das Eingeständnis nämlich, dass kein Mensch sich immer im Griff haben kann. Dass auch die beste Führungskraft Überforderung kennt, wenn etwa unter Zeitdruck Entscheidungen gefällt werden müssen. Menschlich, sozial überfordert fühlt sie sich aber nicht. «Ich habe gemerkt, dass ich den Draht zu den Mitarbeitern finde und ihr Vertrauen genieesse.»

Wie sie so dasitzt – mit wachen Augen und konzentriertem Blick – verkörpert die Managerin des geballten Wissens die Ernsthaftigkeit und Gewissenhaftigkeit einer altherwürdigen Institution, wie es die Bibliothek ist, geradezu ideal. Und man kann sich kaum vorstellen, dass diese Frau völlig gelassen, gar ausgelassen sein kann. Und doch kommt sie fast ins Schwärmen, als sie von einem Film erzählt, der sie tief beeindruckt hat: «Trip to Asia» erzählt die Konzertreise der Berliner Philharmoniker nach Asien. «Es war spannend, zu sehen, mit welchen Problemen so ein Orchester konfrontiert ist», sagt sie. «Solche Filme öffnen mir ein Fenster in eine Welt, die man sonst kaum kennt.» Einblicke in andere Welten gönnen sich Marianne Rubli Supersaxo und ihr Mann auch ganz real, beim Reisen. Immer wieder zieht es sie nach Südostasien. «Wir haben dort irgendwie unser Herz verloren, ich weiss auch nicht wieso», sagt sie – und gibt dann doch noch eine Erklärung ab. «Diese Aufbruchstimmung – das ist so ganz anders als bei uns. Dieses Vorwärtstreben. Faszinierend.» Sie sagt es und man denkt: Dieses Vorwärtstreben ist wohl auch Marianne Rubli Supersaxo eigen. Gewiss nicht die schlechteste Eigenschaft für eine Frau, die aufgerufen ist, ein System zu reformieren.

Kontakt: Marianne Rubli Supersaxo, Universitätsbibliothek, marianne.rubli@ub.unibe.ch

Prof. em. Dr. phil Ruth Meyer-Schweizer, nach einem Erststudium der alten und altvorderorientalischen Sprachen und Kulturen und der Philosophie, Studium der Soziologie. Langjährige Tätigkeit an den Universitäten Frankfurt/Main und Bern sowie nebenamtlich an den Universitäten Fribourg, Zürich und ETHZ. Forschungsschwerpunkt: sozialer und kultureller Wandel. Seit Anfang 2005 Präsidentin des Stiftungsrates der Seniorenuniversität Bern. Die Seniorenuniversität feiert dieses Jahr ihr 25-Jahr-Jubiläum. Nebst der deutschsprachigen gibt es an der Universität Bern seit 20 Jahren auch eine französischsprachige Seniorenuniversität.

Die hier geäußerte Meinung muss nicht der Auffassung von Redaktion oder Universitätsleitung entsprechen.



Wissen ohne Altersgrenzen

Von Ruth Meyer-Schweizer

200 bis 300 ältere Menschen bevölkern im Herbstsemester zweimal und im Frühjahrssemester einmal wöchentlich die Universität Bern und erregen mancherlei Aufsehen. Es sind Teilnehmerinnen und Teilnehmer an unserer deutschsprachigen Seniorenuniversität, die nunmehr 25 Jahre alt ist. Sie verfolgen mit wacher und freudiger Anteilnahme Vorträge zu den Entwicklungen in den verschiedensten Wissensgebieten, die meist von Universitätsangehörigen gehalten werden. Das Publikum der Seniorenuniversität fordert die Dozierenden mit ganz anderen Fragen heraus, als sie von ihren jungen Studierenden gewohnt sind und gibt ihnen so unerwartet neue Impulse zum Nachdenken. 1972 entstand die erste Seniorenuniversität in Toulouse, heute sind solche Institutionen weltweit verbreitet und wegweisende Erfolgsmodelle. Sie und ihre Hörenden nehmen die moderne Erkenntnis der Notwendigkeit lebenslangen Lernens ernst in einer Zeit, in der rascher Wandel zur Normalität wird und in der es als wissenschaftlich gesichert gilt, dass lebenslanges Lernen, die lebenslange Förderung von Kapazitäten, den Bedingungen menschlicher Existenz entspricht und auch zu höherer Lebensqualität führt.

Ein wachsender Teil unserer älteren Bevölkerung erkennt im aktiven Altern eine neue individuelle und gesellschaftliche Chance. Entgegen noch vielfach vorherrschender defizitärer Altersbilder in der Öffentlichkeit treten sie den Beweis an, dass das menschengeschichtlich neue Phänomen der gesellschaftlichen Alterung kein Anlass für Ängste sein muss, und dass das medial verbreitete Gerede von der Überalterung nur Hilflosigkeit gegenüber

einer neuen Situation markiert. Ein wachsender Teil der Älteren lässt sich nicht aufs «Altenteil» verdammen, hält sich auf dem Laufenden, bildet sich – natürlich nicht nur an der Universität – weiter und fördert seine Fähigkeiten, nimmt aktiv teil an den allgemein gesellschaftlichen und politischen Geschehnissen, bringt seine unschätzbaren Erfahrungen in den gesellschaftlichen Diskurs ein und gibt dem Gespräch unter den Generationen neue Dimensionen. Noch sind dies Pionierleistungen. Vorbilder fehlen weitgehend. Aber die Erkenntnis wächst, dass Altern wesentlich nicht nur mit individueller, sondern auch mit gesellschaftlicher – auch ausserfamiliärer – Verantwortung für die nachfolgenden Generationen verbunden ist, einer Verantwortung also der Generativität, die neue Chancen für eine humane Zukunft eröffnet.

Das Leben des wachsenden Anteils älterer Menschen in unserer Gesellschaft unterliegt nicht den gleichen Gesetzmässigkeiten, wie sie für die jüngeren Altersgruppen gelten. Damit werden eingefleischte und trotz bereits veränderter Realität höchst widerständige Vorstellungsmuster in Frage gestellt. Das gilt vor allem für alle gesellschaftlichen Konzepte, die vorrangig ökonomischen Regeln folgen – für ein lineares Zeitverständnis ebenso, wie für unsere dominanten Verständnisse von Arbeit und Wissen. Grundsätzlich ist Zeit im Alter in ungewohnt reichem Masse verfügbar und bedarf der individuellen Strukturierung – ein Muster für die heute viel beschworene Entschleunigung. Begrenzt wird sie durch das bewusster wahr genommene Lebensende. Es wächst die Bedeutung der Erinnerung, und es

werden Sinnfragen zentral, wie: was hat mich geprägt, was habe ich erreicht, was war nicht möglich, was will ich noch, und was von mir soll nach meinem Tod erinnert werden? Die Auseinandersetzung mit solchen Lebensfragen hilft, Probleme zu relativieren, sie in grösseren geschichtlichen Zusammenhängen zu sehen und das daraus entstehende Wissen auch weiterzugeben.

Auch das vorherrschende Arbeitsverständnis bindet Arbeit noch immer an einen unmittelbaren wirtschaftlichen Nutzen – zum Nachteil aller derjenigen, die anderen gesellschaftlich wichtigen Tätigkeiten nachgehen, wie zum Beispiel Bildung und Weiterbildung, innerfamiliärer Betreuungsarbeit oder Freiwilligenarbeit, und zu demjenigen des Ansehens dieser Tätigkeiten selbst. Spätestens beim Einordnungsversuch all der vielen gesellschaftlich bedeutenden Aktivitäten älterer Menschen muss die Absurdität einer solchen Arbeitsvorstellung in der heutigen Zeit überdeutlich werden.

Wissen schliesslich dient im Alter vorab als Orientierungswissen. Lebenslanges Lernen verhilft zu einer sinnhaften individuellen Orientierung, die verantwortungsvolle gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht, vor dem Hintergrund langer und vielfältiger Erfahrung Prioritäten hinterfragt und vereinzelt Wissen in Bildungsprozesse einfließen lässt.

Kontakt: Prof. Dr. Ruth Meyer-Schweizer, ruth.meyer-schweizer@soz.unibe.ch



Stumme Kleinkinder

Spricht ein zweijähriges Kind nicht oder nur wenige Worte, beschäftigt dies Eltern, aber auch Fachpersonen aus Pädiatrie, Psychologie, Heilpädagogik und Logopädie. Dieses Buch liefert eine Grundlage für die individuelle Erfassung und Therapie frühkindlicher Spracherwerbsstörungen. Ausserdem werden Einsichten in die Dynamik von Spracherwerbs- und Interaktionsstörungen sowie Möglichkeiten entwicklungsorientierten Denkens, Forschens und Handelns aufgezeigt.

Spracherwerbsstörungen

Grundlagen zur Früherfassung und Frühtherapie

Barbara Zollinger – 2008. 160 S., 2 Tab., kartoniert, CHF 28.–, Haupt Verlag Bern, ISBN 978-3-258-07432-0



Religiöse Vielfalt in Bern

Aufklärung, Einwanderungen oder mediale Globalisierung haben die Region Bern immer wieder durch neue religiöse Vorstellungen bereichert. Die religiösen Strömungen und Organisationen des Kantons Bern werden in diesem religionswissenschaftlichen Handbuch vorgestellt. Religiöse Traditionen und die Beschreibung der Berner Situation der Gemeinschaften stehen im Zentrum. Die Berner Religionskunde dient auch als allgemeines Nachschlagewerk über Religionen.

Religiöse Gemeinschaften im Kanton Bern

Ein Handbuch

Stefan Rademacher (Hrsg.) – 2008. 648 S., broschiert, CHF 48.–, Ott Verlag (Bildungsverlag) Bern, ISBN 978-3-7225-0101-7



Verbrechen in der Forschung

Dieses Buch bietet eine Übersicht der allgemeinen Kriminalitätsforschung und gibt den aktuellen Wissensstand zu Kriminalität sowie die soziale Reaktion darauf wieder. Die Ausführungen sind in einer klaren, verständlichen und unterhaltsamen Sprache gehalten. Kriminologische Sichtweisen legen ein solides Wissensfundament und regen Leser zum Nachdenken über Kriminologie, Strafrecht und Kriminalität an.

Kriminologie

Eine Grundlegung

Karl-Ludwig Kunz – 2008. 378 S., 24 Abb., kartoniert, CHF 44.–, Uni-Taschenbücher (UTB)-mittlere Reihe 1758, Haupt Verlag Bern, ISBN 978-3-8252-1758-7



Integration im Alltag

Der Begriff Integration ist in aller Munde. Doch was bedeutet dieser Begriff im Alltag von Schülerinnen und Schülern, Lehrpersonen und Eltern? Die ethnographische Studie im «Ausländerquartier» Bern West erforscht drei Quartierschulen mit einem stark voneinander abweichenden Ausländeranteil. Im Zeichen internationaler Leistungsmessung geht die gesteigerte Wettbewerbsfähigkeit von privilegierten Schulen Hand in Hand mit einer Deklassierung sozioökonomisch benachteiligter Quartierschulen.

Schulen in transnationalen Lebenswelten

Integrations- und Segregationsprozesse am Beispiel von Bern West

Kathrin Oester, Ursula Fiechter, Elke-Nicole Kappus – 2008. 324 S., CHF 48.–, Seismo Verlag Zürich, ISBN 978-3-03777-062-7



Weniger Generationenkonflikte

Beziehungen zwischen den Generationen berühren alle Phasen des Lebens, und das Verhältnis von Jung und Alt beeinflusst alle Lebensbereiche. Der erste Generationenbericht der Schweiz basiert auf den Forschungsergebnissen aus dem Nationalen Forschungsprogramm 52 «Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen» und vermittelt eine umfassende Darstellung neuer Trends von Generationenbeziehungen innerhalb und ausserhalb der Familie.

Generationen – Strukturen und Beziehungen Generationenbericht Schweiz

Pasqualina Perrig-Chiello, François Höpflinger, Christian Suter unter Mitarbeit von Philippe Wanner und Stephan Wolf – 2008. 432 S., CHF 58.–, Seismo Verlag Zürich, ISBN 978-3-03777-063-4



Wertvolle Tourismusbildung

Die Berner Studie analysiert das vielschichtige Verhalten von Tourismusabsolventen im Arbeitsmarkt sowie die Bedeutung der touristischen Bildungsproduktion. Der erste Teil konzentriert sich auf die Berechnung der touristischen Bildungsproduktion der Schweiz und der zweite Teil fokussiert auf den Bildungskonsum. Die Erkenntnisse der Studie führen zu Empfehlungen für die Bildungspolitik und die Ausbildungsbranche.

Ökonomische Bedeutung der Tourismusbildung

Strukturelle, produktions- und konsumseitige Aspekte der Tourismusbildung in der Schweiz
Andreas Heller (Autor), Hansruedi Müller (Hrsg.) – 2008. Schriftreihe «Berner Studien zu Freizeit und Tourismus» Heft 50, 318 S., 71 Abb., CHF 48.–, FIF-Verlag Universität Bern, ISBN 978-3-905666-10-6



Jahresprogramm 2009 (Änderungen vorbehalten)

März

Fr 6. und Sa 7. 3.

Top oder Flop – Was macht erfolgreiche Politik aus? Zweitägige Fachveranstaltung im Rahmen des Politforums Thun, Schadausaal Thun

Sa 14.3. 10 bis 18 Uhr

Universität Bern – einzigartig vielfältig: Die Fakultäten stellen sich vor. An verschiedenen Standorten in der Länggasse

Mi 18.3. bis Sa 29.8.

«Schachzabel, Edelstein und der Gral» Ausstellung in der Zentralbibliothek

Do 26.3. 19 Uhr

Buchvernissage «Stadtuniversität Bern. 175 Jahre Bauten und Kunstwerke der Universität Bern» in der UniS (A003)

Fr 27.3. 16 Uhr

Stadtuniversität Bern – Architekturführung «Von der Gründerzeit zur Moderne» Treffpunkt Bühlplatz

April

Sa 4.4. ab 14 Uhr / 19 Uhr

«Nacht der Sterne» Astronomische Himmelsbeobachtungen. Bern/Gurten, Biel, Burgdorf, Schönried, Schwanden/Sigriswil. Ab 14 Uhr Kinderprogramm, ab 19 Uhr Himmelsbeobachtungen

Fr 24.4. bis So 26.4.

«Bern-Amerika: einfach!» Ausstellung zu Berner Auswanderern nach Nordamerika im HaberHuus, Köniz

Fr 24.4. 16 Uhr

Stadtuniversität Bern – Architekturführung «Repräsentationsbau und Umnutzung», Treffpunkt Hauptgebäude Universität

Do 30.4. bis Sa 2.5. 10 bis 18 Uhr

Moderne Chirurgie live erleben. Operations-Simulationen in Bern

Mai

Ab Anfang Mai

«Wald 2050. Klimawissen vor Ort» Waldbegehungen an verschiedenen Orten im Kanton Bern

Fr 1.5. bis So 3.5.

«Bern-Amerika: einfach!» Ausstellung zu Berner Auswanderern nach Nordamerika im Schlossmuseum Thun

Do 7.5. bis Sa 9.5. 10 bis 18 Uhr

Moderne Chirurgie live erleben. Operations-Simulationen in Biel

Fr 8.5. bis So 10.5.

«Bern-Amerika: einfach!» Ausstellung zu Berner Auswanderern nach Nordamerika in der Alten Mühle Langenthal

Fr 8.5. 16 Uhr

Stadtuniversität Bern – Architekturführung «Vom Bühlplatz zur Unitobler» Treffpunkt Bühlplatz

Fr 15.5. 16 Uhr

Stadtuniversität Bern – Architekturführung «Exakte Wissenschaften und Engehalde» Treffpunkt Hauptgebäude Universität

Fr 15.5. bis So 24.5. 9 bis 18 Uhr

«Gastland Universum», Sonderausstellung zur Weltraumforschung an der BEA bern expo

Fr 15.5. bis So 24.5. 9 bis 18 Uhr

«Smart-voting. Welche Partei passt zu mir?» Präsentation der Online-Wahlhilfe «smartvote» an der BEA bern expo

Do 21.5. bis Sa 23.5. 10 bis 18 Uhr

Moderne Chirurgie live erleben. Operations-Simulationen in Langenthal

Do 28.5. bis Sa 30.5. 10 bis 18 Uhr

Moderne Chirurgie live erleben. Operations-Simulationen in Burgdorf

Juni

Ab Do 4.6.

«Klimaguide Jungfrau. Auf den Spuren des Klimawandels» Klimapfade in der Jungfrauregion

Do 4.6. bis Sa 6.6. 10 bis 18 Uhr

Moderne Chirurgie live erleben. Operations-Simulationen in Thun

Sa 6.6. 10 Uhr

Offizieller Festakt im Münster

Sa 6.6. ab 18 Uhr

DAS FEST. 175 Jahre UniBE. Grosses Fest im Hauptgebäude, in der UniS, der Uni Tobler und am Bühlplatz

Di 9.6. 20 Uhr

«Salve magnificum genus» Berner Komponisten in der Renaissance. Konzert im Berner Münster

August

Di 18.8. 20 Uhr

«Sola quae cantat audit et cui cantatur» Uraufführung des Oratoriums zu Bernhard von Clairvaux von Daniel Glaus. Konzert im Berner Münster

September

Di 1.9.

«Talentmanagement. Wo sind die Leistungsträger?» Fachtagung in Zusammenarbeit mit dem Institut für Organisation und Personal im Berner Kursaal

Sa 19.9. und So 20.9.

«Berns frühe Zeit» Spuren der ersten Siedler. Ausstellung und Führungen auf der Engehalbinsel

Oktober

Fr 23.10.

«Public Private Partnership – Chance oder Risiko?» Fachtagung in Zusammenarbeit mit dem Verein PPP Schweiz im Berner Kursaal

November

Fr 13.11.

«Eine Bernerin fliegt durchs Weltall». Vortrag zur Rosetta-Mission am Institut für exakte Wissenschaften

Dezember

Sa 5.12. 10 Uhr

Dies Academicus

Besuchen Sie uns:
www.175.unibe.ch



Die Universität Bern dankt ihren Partnern für die Unterstützung im Jubiläumsjahr

Platin-Partner:

- BEA bern expo AG
- BKW FMB Energie AG
- Kanton Bern
- Lotteriefonds des Kantons Bern
- Stiftung Vinetum
- UBS AG



Gold-Partner:

- Berner Kantonalbank BEKB | BCBE
- Burggemeinde Bern
- Credit Suisse
- Europäische Weltraumorganisation ESA
- Fondation Johanna Dürmüller-Bol



Silber-Partner:

- Amt für Wald des Kantons Bern
- APG Affichage
- Astronomische Gesellschaften des Kantons Bern
- Berner Fachhochschule Architektur, Holz und Bau
- Berner Zeitung BZ
- BERNMOBIL
- Botschaft der USA in Bern
- Der Bund
- Bürgerbibliothek Bern
- Chocolats Camille Bloch SA
- Brauerei Albert Egger AG
- Gemeinde Grindelwald
- Gemeinde Lauterbrunnen
- Ernst Göhner Stiftung
- Kanadische Botschaft in Bern
- Kilchenmann AG
- Kultur Shock
- Politforum Thun
- PostFinance
- PricewaterhouseCoopers AG
- REHAU-Gruppe
- Stadt Bern
- Swiss Life
- Valiant Bank / Valiant Privatbank
- Verein Abendmusiken Berner Münster
- Verein PPP Schweiz
- Vifor Pharma

Impressum

UniPress 139 Dezember 2008

Forschung und Wissenschaft an der Universität Bern

Herausgeberin: Abteilung Kommunikation

Leitung: Marcus Moser (mm)

Redaktion: Marcus Moser (marcus.moser@kommunikation.unibe.ch); Astrid Tomczak-Plewka (astrid.tomczak-plewka@kommunikation.unibe.ch)

Mitarbeit: Nathalie Neuhaus (nathalie.neuhaus@kommunikation.unibe.ch); Franziska Rogger (franziska.rogger@bibl.unibe.ch)

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Kathrin Altwegg (kathrin.altwegg@space.unibe.ch); Martin Amrein (martinamrein@gmx.ch); Susanne Brenner (susanne.brenner@bluewin.ch); Beat Herzog (beat.herzog@gmail.com); Patrick Imhasly (patrick.imhasly@bluewin.ch); Andreas Lienhard (andreas.lienhard@kpm.unibe.ch); Stefanie Martin (stefanie.martin-kilcher@sfu.unibe.ch); Kaspar Meuli (kaspar.meuli@oeschger.unibe.ch); Ruth Meyer-Schweizer (ruth.meyer-schweizer@soz.unibe.ch); Simone Müller (mueller.schwengeler@bluewin.ch); Bernd Nicolai (bernd.nicolai@ikg.unibe.ch); Klaus Pietschmann (pietschmann@musik.unibe.ch); Franziska Rogger (franziska.rogger@bibl.unibe.ch); Patrick Roth (patrick.roth@ccmedtech.ch); Michael Stolz (michael.stolz@germ.unibe.ch)

Bildnachweise: Titelbild, 1. UG: © Stefan Wermuth, © Fotosearch, © 2. stock süd, © Med. Fakultät 4. UG: © Stefan Wermuth, © Phil.-Nat. Fakultät, © Theologische Fakultät

Seiten 3, 5, 7 und 28: © Manu Friederich

Seiten 1, 9, 17, 22, 25, 29, 30: © Stefan Wermuth

Seite 14: © MEM, © Mathias Bader, © i.Stock

Seite 15: © Anatomisches Institut Uni Bern

Seite 16: © Privatarchiv Nina Tumarkin, USA

Seite 17: © Abt. Naturgefahren Kt. Bern, © Fotosearch, © iStock

Seite 18: © Fotosearch

Seite 18: © Shutterstock, © Abt. für Weltraumforschung und Planetologie

Seite 19: © Franziska Rogger

Seite 20: © StAB

Seite 21: © Reuters, © smartvote,

© Annette Boutellier

Seite 23: © StAB

Seite 24: © Uni Bern, Repro: Manu Friederich

Seite 26: © Bürgerbibliothek Bern

Seite 27: © Physikalischen Institut der Universität

Bern, Repro: Manu Friederich

Seite 28: © Manu Friederich

Seite 29: © Bau und Raum, Uni Bern

Seite 31: © Mark Mather

Seite 33: © links: Susanne Brenner, rechts: zvg

Seite 37: © Wisconsin Historical Society (Everett

Collection) Keystone

Seiten 38 und 39: © Adrian Moser

Seite 40: © AK Bettina Jakob

Seite 44: © MEM (OP), © «picture ESA»

Gestaltung: 2. stock süd, Biel

(mail@secondfloorsouth.com)

Layout: Patricia Maragno (patricia.maragno@kommunikation.unibe.ch)

Redaktionsadresse:

Abteilung Kommunikation der Universität Bern

Hochschulstrasse 4

CH-3012 Bern

Tel. 031 631 80 44

Fax 031 631 45 62

unipress@unibe.ch

Anzeigenverwaltung:

Go! Uni-Werbung AG

Rosenheimstrasse 12

CH-9008 St. Gallen

Tel. 071 244 10 10

Fax 071 244 14 14

info@go-uni.com

Druck: Stämpfli Publikationen AG, Bern

Auflage: 25 000 Exemplare

Erscheint viermal jährlich,

nächste Ausgabe April 2009

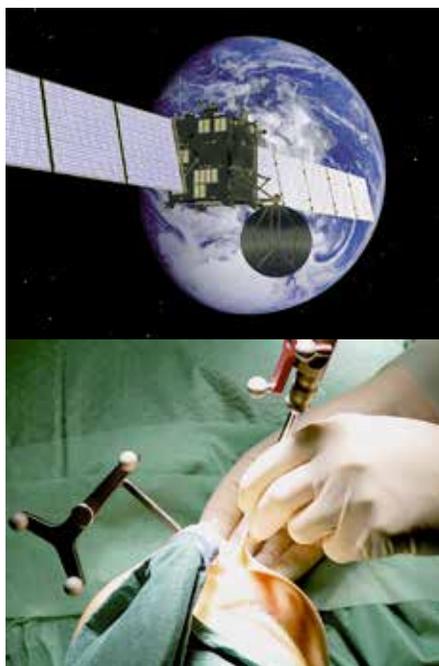
Abonnenten: «UniPress» kann kostenlos abonniert

werden: Stämpfli Publikationen AG, Abonnements-

Marketing, Postfach 8326, CH-3001 Bern,

Tel. 031 300 63 42, Fax 031 300 63 90,

E-Mail: abonumente@staempfli.com



Vorschau Heft 140

PLANETEN UND PATENTE

Weltraumforschung und Medizintechnik, grosse Universen und feinste Präzisionstechnik: Die Universität Bern bietet Raum für beides. Im Jubiläumsjahr 2009 widmet sich UniPress den verschiedenen Schwerpunkten. Zum Auftakt wagen wir einen Blick ins All und in moderne Operationsäle.

Der universitäre Abschluss als Ziel

Master of Advanced Studies MAS Diploma of Advanced Studies DAS Certificate of Advanced Studies CAS

Die Begegnung mit dem Original: aktuelles Wissen aus erster Hand

43 verschiedene Weiterbildungsabschlüsse
an der Universität Bern – Ihrer Weiterbildungsuniversität

www.postgraduate.unibe.ch

Universität Bern
Koordinationsstelle für Weiterbildung
Telefon 031 631 39 28
kwb@kwb.unibe.ch

u^b

b
UNIVERSITÄT
BERN

artundwork.designbüro

Hitachi Medical Systems:
**Vertrauen fühlt
sich gut an.**

Hitachi Medical Systems gehört zu den impulsgebenden Unternehmen in der Welt der modernen Medizintechnik. Durch den unbedingten Willen, den berühmten Schritt weiter nach vorn zu gehen, verdienen wir uns das Vertrauen unserer Partner täglich aufs Neue. Die Verbindung von Vision, Innovationskraft und Kreativität bedingt unter anderem die Entwicklung neuer Technologien und Verfahren, wie der innovativen HI-RTE (Hitachi Real-time Elastographie) zur Darstellung und Befundung von Gewebeelastizität in Echtzeit.

Hitachi Medical Systems bleibt auch in der Zukunft seiner Tradition treu, das Leben lebenswerter zu machen – zu jeder Zeit.

Hitachi Medical Systems Europe Holding AG · Sales und Services Schweiz · Sumpfstrasse 13 · CH-6300 Zug
www.hitachi-medical-systems.ch

HITACHI
Inspire the Next

